


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA

Zwei Polen in Weimar.

(1829.)

Ein Beitrag zur Goetheliteratur

aus

polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet

von

F. Th. Bratranek.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1870.

Zwei Polen in Weimar.

(1829.)

Ein Beitrag zur Goetheliteratur

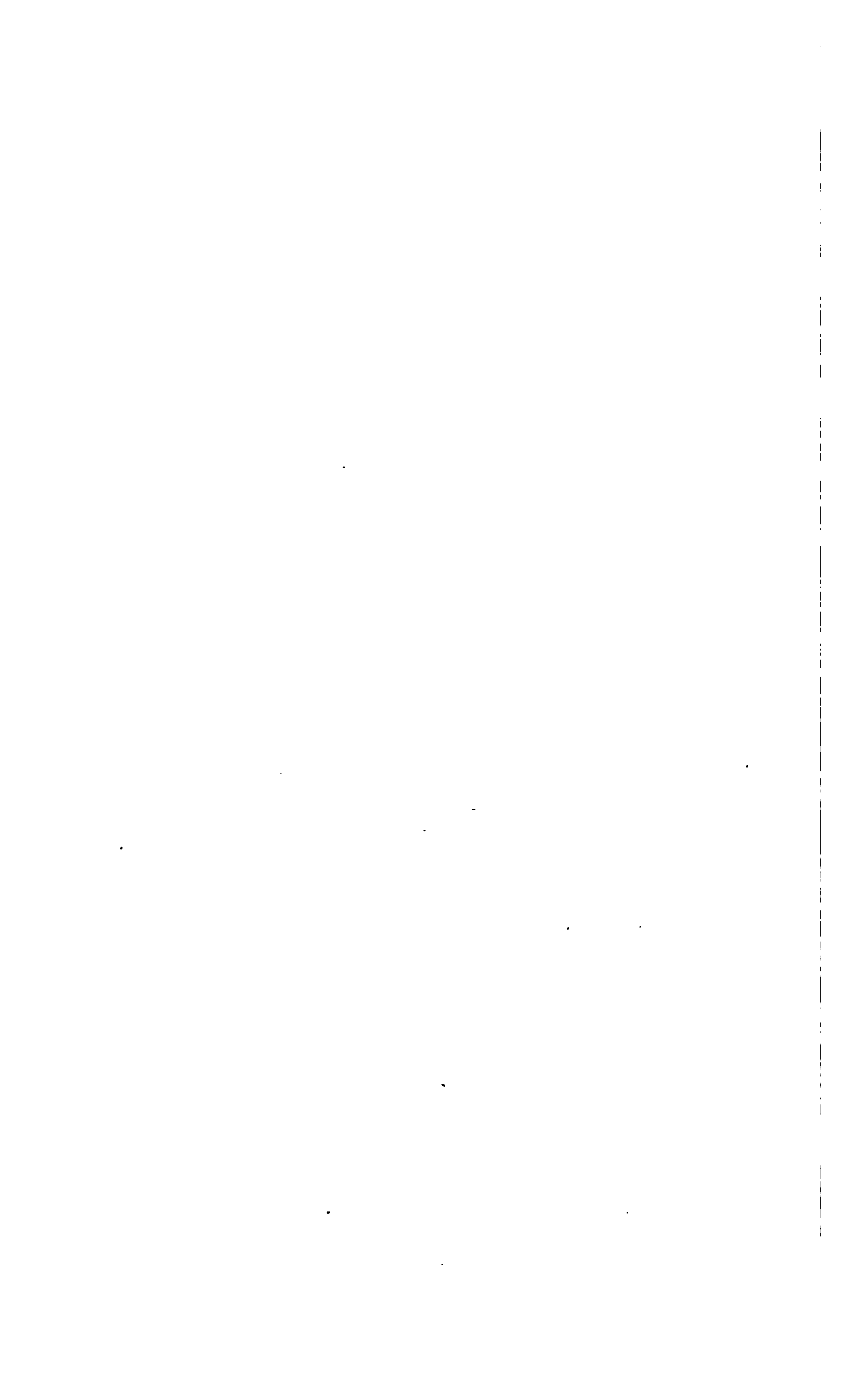
aus

polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet

von

F. Th. Bratranek.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.
1870.



Der hochwohlgebornen

Freifrau Ottilie von Goethe,

geb. Freiin von Pogwisch,

ehrfurchtsvoll und dankbar gewidmet.



Hochverehrte gnädige Frau!

Wie es vor vierzig Jahren in dem besten Menschenkreise Weimar's aussah, das wüßte wohl niemand so genau, wie Sie, zu erzählen. Eben darum aber, weil Sie die innersten Räume des Hauses gar so gut kennen, dürfte es Ihnen nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie es die Fremden durch die offene Pforte oder auch nur durch die Fensterscheiben besehen haben. So dachte ich denn vor Allem daran, Ihnen die folgenden Blätter darzubringen, als ich aufmerksam gemacht wurde, daß sich in der Warschauer Familienchronik (Kronika Rodzinna N. 2, 4, 5, 8, 11) unter dem Titel, „Reisebriefe von A. E. Odyniec" (Listy z podróży A. E. Odyńca) eine Reihe von Schilderungen befänden, deren Mittelpunkt Goethe's achtzigste Geburtsfeier sei, und als ich mir wegen ihres bedeutenden Gegenstandes und ihrer lebensvollen Form die Uebersetzung derselben zu einer Ferialarbeit ausersehen hatte.

Und je mehr ich in dieselbe einging, um so bestimmter gestaltete sich auch der Entschluß, diese zehn Briefe unter Ihrer Aegide dem deutschen Publicum zu übergeben. Schon heute sind ja diesem Publicum eine Menge von Dingen unverständlich, ohne die man sich vor vierzig Jahren das Leben gar nicht denken konnte! Wie ich es denn vor kurzem an den Kindern eines Freundes erfuhr, denen man die volle Bedeutung einer im Bilderbuche vorkommenden Lichtscheere durchaus nicht begreiflich zu machen vermochte, und daraus die Gewißheit schöpfte, es werde Ihnen die Pointe des Goethe'schen Scherzes: „Wüßte nicht, was sie Besser's erfinden könnten, als wenn die Lichter ohne Putzen brennten"; von ihnen ohne Commentar ebenso wenig erfaßt werden, als die des anderen: „Das wär' ein schönes Gartengelände, wo man den Weinstock mit Würsten bände", — von einem Lappländer. — Sind aber schon die damals gewöhnlichen Dinge und Lebens=

gewohnheiten der Generation von heute „weit in's Weite" gerückt, so ist es noch mehr die Art, wie die Literatur und Kunst und ihre Heroen von den besten Mitlebenden angeschaut und behandelt wurden. — Und vollends, wenn der Bewundernde und Schildernde wie hier, einer fremden Nationalität angehört, dürfte es nicht unzweckmäßig sein, mittelst seiner eigenen Worte darauf hinzuweisen, wie damals der Versöhnungsbogen über dem Eingange zur „Weltliteratur" farbenprächtig strahlte, während man jetzt dort nur „Wolkendecke, Nebel, Regenschauer" gewahren kann. Darum glaubte ich auch schließlich den Briefen einen flüchtigen Ueberblick über diejenigen Erscheinungen der polnischen Literatur, durch welche das Erscheinen von Mickiewicz in Weimar erklärt wird, als Einleitung voraussenden zu sollen.

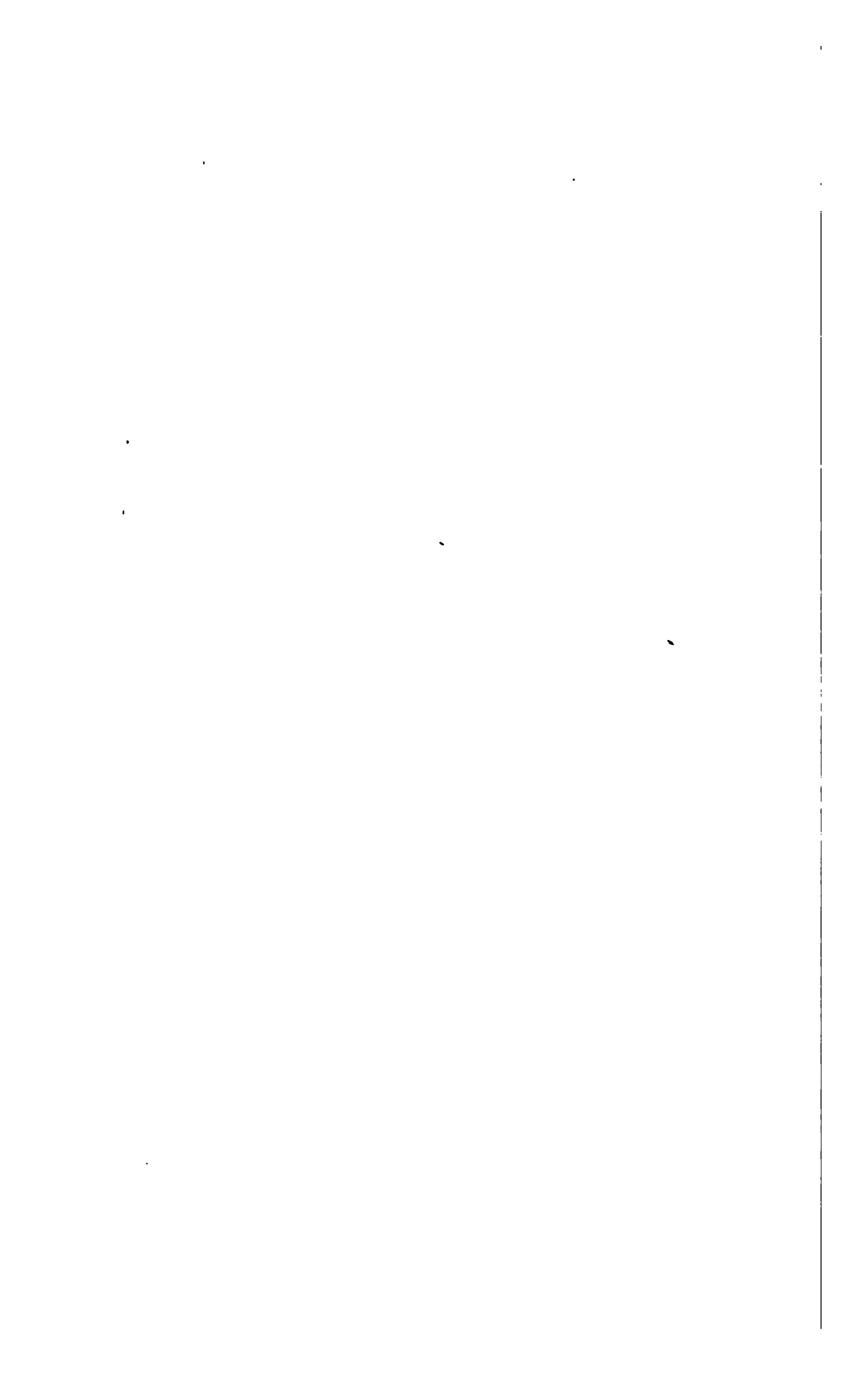
So mögen denn diese Zeilen und dann die folgenden Blätter aus einem Gebiete, in welchem mich

älteste historische Reminiscenzen umspielen: an jene Culturmacht der Römer, die sich durch keinerlei interessante Naturwüchsigkeit beirren ließ, an jenen Arnulf, der dem Karolingenreiche einen letzten Schimmer schuf, an jene Herzoge, die in Bauernkleidung auf freiem Felde ihr Gelöbniß in beiden Sprachen des Landes ablegen mußten, und aus einer Landschaft, welche in großartigsten Zügen das darlegt, was einst Goethe an Knebel schrieb: „Die Consequenz der Natur tröstet schön über die Inconsequenz der Menschen", — Ihnen an diesem Erinnerungstage wiederholen, wie tief und dankbar ich es fühle, daß Sie von den Anfängen meines öffentlichen Lebens an mich stets auf das Menscheneinigende hinwiesen.

Pörtschach am See am hundertundzwanzigsten Geburtsfeste Goethe's.

F. Th. Bratranek.

Einleitung.



Die Mitte der Zwanziger-Jahre unseres Jahrhundertes bildet einen eigenthümlichen Einschnitt in der Entwickelung der neueren polnischen Literatur, welche gleich mit der Beendigung des Wiener Congresses und in der demselben folgenden hoffnungsreichen Periode aller öffentlichen Zustände eine von der bisher als einzig richtig geltenden Bahn wesentlich verschiedene Richtung eingeschlagen hatte. Es beginnen sich nämlich mit Entschiedenheit jene Elemente zu erheben, deren Kampf ums Dasein sich zu einem Literaturkriege zwischen dem Classicismus und Romanticismus gestaltet, welcher zuletzt durch Mickiewicz zum vollen Siege des neuen Principes durchgeführt wird.

Bis zu den Zeiten des Wiener Congresses hatten die Anhänger jener Richtung, welche als die Literatur der Stanislaus-August-Epoche bezeichnet wird, die unbestrittene Herrschaft im geistigen Leben Polens; und diese Richtung war, wie alles, was auf Stanislaus August zurückgeführt werden kann, eine Nachbildung

des Französischen. Und wenn allen continentalen Regierungen Europa's im achtzehnten Jahrhunderte das Gebaren Ludwig XIV. als Ideal vorschwebte, wenn alle ihre Reformbestrebungen mit größerer oder geringerer Selbstklarheit dahin abzielten, den Staat in der Person des Herrschers, und mochte er sich auch höchst bescheiden als den Diener aller Diener, als den ersten Beamten selber bezeichnen, zu einer ausschließlich und unbedingt bestimmenden Macht zu concentriren, so kamen in Polen noch eigenthümliche Motive für das Herübertragen des Französischen hinzu. Der letzte wahrhaft nationalgewählte König, Stanislaus Leszczynski, wurde als Herrscher von Lothringen ein Halbvasall Frankreichs, seine Tochter die Gemalin des französischen Königs; um die Wechselwirkung mit der Heimat nicht zu verlieren, hatte er eine polnische Schule in Lüneville gegründet; und Stolz und Freude für ihn war es, die Besten seines Volkes als Gäste bei sich bewirten und sich in ihrer Mitte als den ersten Bürger des Vaterlandes bezeichnen zu können.

Das Alles fand seinen Widerklang bei Stanislaus August; und wie er bei seinen Donnerstagsmalzeiten alle Aufstrebenden ohne Unterschied des Standes und Berufes, Dichter wie Krasicki und Karpiński, und Gelehrte wie Naruszewicz und Konarski und wie sie sonst heißen mochten, gerne um sich hatte; wie er in seinem eigenen Schlosse ein weitläufiges Bureau einrichtete, damit der Historiker sich ungestört seinen Forschungen hingeben könne; so kam ihm und dem französischen Principe formeller Abgeschliffenheit

und Correctheit die Eigenthümlichkeit seines Volkes auf's empfänglichste entgegen; und diese ganze Bildungsrichtung wurde durch die von Piaristen geleiteten adeligen Convicte in Warschau, Wilna, Posen, Lemberg auf's erfolgreichste propagirt.

Mit dem politischen Ende Polens schien zwar dieser ganzen Geistesrichtung, ja dem Edleren im Leben überhaupt ein Ende gesetzt zu sein. Wenigstens verschwinden die bisherigen Culturvorkämpfer vom Schauplatze. Drei Monate nach der letzten Theilung stirbt Konarski, nach etwa anderthalb Jahren Krasicki, Naruszewicz zieht sich in's Landleben zurück, sowie Karpiński nach seinem Abschiedsliede zu beinahe vierzigjährigem Verstummen. Allein der Schein würde auch in diesem Falle diejenigen täuschen, die sich ausschließlich auf denselben verließen. Wer hinter demselben zu forschen gewohnt ist, findet es auch auf polnischem Boden bestätigt, daß die Keime des Lebens nicht zugleich mit seinen Formen vernichtet werden können, ja durch eine fremde Ueberlagerung, wie das Getreidekorn, erst recht zur unwiderstehlichen Wirksamkeit gekräftigt werden.

So mochte die Uebertragung der preußischen Administrationsformen, später die des Code Napoleon mitunter recht hart sich anzufühlen geben. Allein aus diesem Zwange entwickelte sich nach und nach jener politische Organismus, der das Königreich Polen zum vorgeschrittensten Lande Alexander I. machte. Die napoleonischen Kriegsstürme mochten sich als ein das Geistige übertäubendes Getöse und als unaufhörliche Blutsteuer schwer empfindlich machen. Allein während

dieser Züge, durch ihre Triumphe und Leiden reiften jene Charaktere, auf welche die Revolution vom J. 1830 mit solchem Stolze hinweisen mochte, und aus der Fremde wurde das Lied geholt, welches mit seiner Zusage: „Noch ist Polen nicht verloren", selber unsterblich geworden ist.

Aber auch auf viel directere Weise war dafür gesorgt, daß die Geisteskeime nicht blos nicht erstickt, sondern auf ein reicheres Wiederaufleben vorbereitet wurden. In erster Linie stehen da die von den fremden Regierungen errichteten oder restaurirten Lehranstalten, der Zeit nach Lemberg, Wilna, Krzemieniec. Die Lemberger Universität wurde nicht blos mit bedeutenden Lehrkräften ausgestattet, deren Traditionen sich bis auf den noch in unseren jüngeren Tagen wirkenden Mauß lebhaft erhielten, sondern ihre Bibliothek mit den Duplicaten der Wiener kaiserlichen Hofbibliothek dotirt, und da diese seit Linné's Auftreten und Boerhaves Wirken vorzüglich sich den Naturwissenschaften zuwendete, so wurde auch diese Richtung durch die Lemberger Universität so anregend unterstützt, daß die Befreundung der Polen mit der deutschen Naturphilosophie erklärlich ist. Für die Einrichtung der Universität in Wilna war die per= persönliche Stellung des Fürsten Czartoryski zu Alexander I. von der größten Wichtigkeit. Durch seinen Einfluß erhielt nämlich die Universität das Vermögen des aufgehobenen Jesuitenordens zu ihrem Fonde und stand auch dadurch dem russischen Unterrichtsministerium gegenüber auf eigenen festen Füßen, daß sie durch ihren Curator (der erste war Graf Thaddäus

Czacki, dem Fürsten Czartoryski intim befreundet) unmittelbar mit dem Kaiser selbst verkehrte. Man suchte für diese junge Anstalt, welche zugleich zur obersten Behörde in Unterrichtsangelegenheiten für die an Rußland gefallenen polnischen Landschaften bestellt wurde die vorzüglichsten Lehrer ohne Unterschied der Nationalität zu gewinnen, und gab es ihnen anheim, in jener Sprache vorzutragen, die ihnen anstand. Und wie dadurch die Universität einen wahrhaft kosmopolitischen Charakter erhielt, und die Selbstthätigkeit der Schüler durch ihr Bekanntwerden mit den verschiedensten Sprachen und ihren Literaturen auf's vielseitigste weckte, so war durch die Lehrmittel (Bibliothek, Cabinette, Seminarien, Stipendien) auf's reichlichste für die Befriedigung des Lerneifers gesorgt. — Die Akademie in Krzemieniec podolski entstand nach Ton und Bildungsrichtung als eine Filiale von Wilna durch Czacki's eigensten Eifer; nicht blos, daß er selber sehr bedeutende Fonds zur Dotirung derselben hergab, sondern daß er auch den Patriotismus des polnischen Adels in diese Richtung hineinleitete. Wie glänzend sich dabei seine Aufopferungsfähigkeit zeigte, möge aus einem Beispiele ersichtlich werden. Als sich nämlich die Gefahr unausweichlich herausstellte, die zur See ankommenden physikalischen und astronomischen Instrumente durch den Wagentransport über die litauischen und volhinischen Knüppeldämme dem völligen Verderben preiszugeben, stellte der polnische Adel Träger und beaufsichtigende Reiter in solcher Anzahl auf, daß Alles glücklich anlangte. Und diese Theilnahme für die Schule in Krze-

mieniec, dadurch auch ihre Bildungsmacht, blieb durch die ganze Zeit ihres Bestehens unverändert.

Nimmt man noch hinzu, daß für einen großen Theil Polens Berlin eine Zeit lang die Königsresidenz war, und daß in Berlin gerade damals die deutschen Romantiker ihr Centrum hatten, ja, daß manche Mitglieder dieser Literaturrichtung, wie Hoffmann und Werner, auf polnischem Boden verweilten, daß die Lemberger Professoren an der Klopstock'schen und an der Sturm- und Drang-Periode aufgewachsen waren, so begreift man auch, wie reichliche Anregungen der deutschen poetischen Literatur unausweichlich waren, und wie unter diesen die heimischen Kräfte eine gute Schulung ebenso durchmachten, als sie den Staatsmännern und Kriegern durch die innige Bekanntschaft mit der Fremde geboten wurde. Dabei war endlich auch durch die von Albertrandi in Warschau gegründete Gesellschaft der „Freunde der Wissenschaften", so wie durch das vom Grafen Ossoliński in Lemberg gestiftete, nach ihm benannte „Institut" dafür gesorgt, daß die heimischen Elemente feste Anhaltspunkte für ihre eigenthümliche Entwickelung gewannen.

So schwankten denn während des Kriegsgetöses die Einflüsse der Fremde und die heimischen Reminiscenzen unklar durcheinander, bis endlich durch die Gestaltungen und calmirenden Mittel des Wiener Congresses in Polen ein wenigstens relativ fester Boden für den anfangs verdeckten, dann offen geführten Literaturkampf hergestellt war.

Auf der einen Seite nämlich hatten die Anhänger des durch die Stanislaus-August-Literatur eingebürgerten französischen sogenannten Classicismus eine feste und glänzende Stellung inne. Zu ihnen gehörten vor Allem jene älteren Männer, die gerne auf die Zeiten des eleganten, formrichtigen Hoflebens zurückschauten. Ihnen schlossen sich alle der Gesellschaft der „Freunde der Wissenschaften" und dem „Ossolińskischen Institute" treu Anhängenden vorzugsweise der historisch-philologischen Richtung Angehörigen an. Endlich zählten auch alle jene massenhaft mit, welche, sei es als Lehrer, sei es als Schüler, als aus ihnen gewordene Beamte und Officiere an der in den neuen Lehranstalten vorzüglich gepflegten exacten Wissensrichtung, als an der einzig richtigen Bahn festhielten. Und wie sehr sie sich sonst von einander in wichtigen Punkten sondern mochten, in der Scheu vor dem, was man Romantik zu nennen sich angewöhnt hatte, vor jener mysteriösen Verbindung phantasievollen Philosophirens und überschwänglich-sehnsüchtigen Dichtens stimmten sie vollständig überein. Und die glänzend ausgestattete Warschauer Universität wurde bald das Centrum für die nur auf Formen und Formeln schwörenden Geister, für eine wahre Gespensterfurcht vor allem romantisch Anrüchigen.

Wenn aber durch dieses Widerstreben gegen den Romanticismus der Classicismus verriet, wie unsicher ihm eigentlich seine Position dünkte, so war es mit dem Romanticismus zunächst auch nicht besser bestellt. Nebenbei bemerkt, würde man viel richtiger die Sache bezeichnen, wenn man vom Wiener Congresse ab den

sogenannten Classicismus als Restaurationsliteratur und den sogenannten Romanticismus als Regenerationsliteratur charakterisiren würde; man würde vielleicht auch heute der politischen nicht immer ganz klaren Bewegung einen Dienst leisten, wenn man sie nach Restaurations- oder Regenerationsbestrebungen in entschiedene Gruppen aus und zu einander brächte; denn nirgends wird so kaustisch und leider auch so erfolgreich wie auf dem politischen Gebiete die Logiklosigkeit der Namen von der Logik der Thatsachen zur Rede gestellt. Doch wollen wir darüber nicht rechten und nicht richten, und nur das damit sagen, daß wir unter den polnischen Romantikern durchaus nicht unbedingte Anhänger der deutschen romantischen Schule verstanden wissen wollen. Wir nennen mit herkömmlichem Namen die einen die Classicisten, weil ihnen nach dem Vorbilde der Stanislaus-August-Literatur das Princip dieser, nämlich bei einer relativen Gleichgiltigkeit gegen den Inhalt die Correctheit und formelle Vollendung des französischen Classicismus für das einzig Anzustrebende galt, während die anderen, die herkömmlich so bezeichneten Romantiker, bei minderer Beachtung der Form durch Vertiefung und Erfüllung des Gehaltes der Literatur einen unerschütterlichen Lebensboden gründen wollten; also dasselbe, wenn auch entschieden modificirt, anstrebten, wie die deutschen Romantiker. Und der Parallelismus beider tritt noch bestimmter darin hervor, daß diesen wie jenen das Nationale, und wenn es auch erst aus dem Schlummer der Geschichte oder aus dem dumpfen Weben des Volksgeistes an den Tag zu bringen wäre, als der einzig richtige poetische Gehalt erschien.

Und diese innere Verwandtschaft, dieses Zusammentreffen im Nationalitätsprincipe war es, welches die Herzen der polnischen Jugend der deutschen Literatur zugänglich machte. So hielt und zwar vorzugsweise über Lemberg die von Klopstock ausgehende patriotische Poesie, die in Oesterreich an Denis ihren Barden hatte, ihren willkommenen Einzug und ihre Nachklänge wurden zuletzt durch des ritterlichen Körner „Leyer und Schwert" auf das lebhafteste zum Wiederertönen aufgerufen. So wurde Herder, der bei seinem steten Hinweise, daß die verschiedensten Völkergestaltungen nur Entwickelungsstufen des Allgemeinmenschlichen seien, überall auch auf die Volksthümlichkeit als den lebendigen Born wahrer Poesie aufmerksam machte und mit seinen „Stimmen der Völker in Liedern" dazu den praktischen Beleg gab, gerne vernommen, und Bürger's volksthümliche Balladenpoesie fand die regste Theilnahme. Und hatte man sich einmal so mit der deutschen Poesie befreundet, so ergriff auch alsbald das Pathos Schiller's die Herzen der Aufstrebenden und ihre Phantasie malte ihnen Zeiten und Zustände vor, in welchen sie sich zu jenem Hochpunkte des Schaffens emporschwingen möchten, welchen Goethe unter allgemeiner Verehrung eingenommen, und so waren auch dieses ihres mitlebenden Heros Schöpfungen der Gegenstand eifrigsten Studiums und Nachstrebens.

Die eigentlich romantischen Literaturtendenzen fanden, nachdem einmal von Berlin her die Anregung so war gegeben worden, ihre Wege nach Polen von norddeutschen Seiten her und zwar vorzugsweise unter der

Aegide der Schelling'schen Naturphilosophie, auf welche wieder man von Lemberg aus war vorbereitet worden. Man mag nun über den Inhalt und die Methode der Schelling'schen Naturphilosophie denken wie man will, man mag das System als abgethan zur Seite schieben und die Naturanschauung als mit echter Wissenschaft unverträglich belächeln, eine sehr bedeutende Macht wird man ihr doch nicht absprechen können, nämlich die Einwirkung auf die Phantasie. Die intellectuelle Anschauung, durch welche der Mensch wie mit einem Zauberschlage mitten in die tiefsten Geheimnisse der Weltordnung sich versetzt glaubt, die kühne Construction; mit welcher der Weltbau selbst rasch dem Auge vorgegaukelt wird, mit einem Worte, die Phantasieanregung hat dem Schelling'schen Philosophiren und Poetisiren schnell zahlreiche Anhänger gewonnen. Wer aber auf die Phantasie zu wirken versteht, der hat die polnischen Herzen rasch in seiner Gewalt. Mit der Schelling'schen Philosophie ging aber durch ihr Hervorheben der Phantasie gegen die scharfe Verstandesprosa die romantische Schule in Deutschland Hand in Hand. Und ihre phantasiereiche Weise, mit welcher dem Auge im Alltäglichsten, in der Naturumgebung dunkle Lebensfülle, wunderbare Märchen, ungeahnte Tiefen sich aufthun; diese „mondbeglänzte Zaubernacht" des Mittelalters, in welcher das naturwüchsige, urkräftige Individuum sich in ritterlicher Glorie darstellt; endlich dieses süße Dämmerweben, das sich aus den Erinnerungen der Kindheit, aus den Liedern der Wiege zusammenspinnt und an den Namen des Vaterlandes allen Schauer des Entzückens knüpft; also

das Phantasievolle, Ritterliche, Volksthümliche erwarben der romantischen Weltanschauung zahlreichste Verehrer in den polnischen Gebieten.

Doch begann dieses von zwei Seiten her angeregte Sympathisiren mit dem Regenerationsstreben der deutschen Literatur erst dann erfolgreich zu wirken, als man bei Byron, Walter Scott und Moore Anklänge an die deutsche Romantik nicht ableugnen konnte, als man sah, wie der hochverehrte Chateaubriand einer ähnlichen Richtung in Frankreich weite Gebiete eroberte, als man den Anempfehlungen der deutschen Literatur in der Fr. v. Staël Buche de l'Allemagne glauben mußte. Da begannen selbst diejenigen, denen Frankreichs Ansprüche als ein letztes Wort galten, aufmerksam auf das zu werden, womit sich die Jugend auf ihrem eigenen Lebensgebiete schon lange beschäftigte.

Die Anfänge des polnischen Romanticismus kann man zuerst bei Niemcewicz und zwar an seinen „historischen Gesängen" gewahr werden. Niemcewicz selber war ein hochverehrtes Mitglied der „Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften", zugleich hatten ihn aber auch seine Reisen in England und Nordamerika von der Herrschaft des exclusiven Warschauerthumes emancipirt. Und wie er dort an der englischen Literatur jenes Ferment kennen gelernt, welches die deutsche Literaturbewegung eingeleitet hatte, so wurde diese seine Bekanntschaft auch der Anstoß für eine Neugestaltung der polnischen Literatur und zwar der vorwiegenden Volkseigenthümlichkeit gemäß zu dem Streben, das nationelle Leben in seiner Reinheit durch die Erweckung der in seiner Hei-

matsgeschichte schlummernden Erinnerungen herzustellen. Die Doppelstellung innerhalb zweier Principien, die Niemcewicz selber einnahm, zeigt auch sein Buch. Der Ton dieser Gesänge ist nämlich ein nach Polen neu eingetragener, die balladenartige Darstellungsweise, die besonders seit dem Macpherson'schen Ossian in England und in der aufstrebenden deutschen Literatur beliebt geworden war; doch war dieser Ton nach Versmaß, Sprachwendungen und Gebrauch des sogenannten poetischen Beiwerkes den Classicitätstraditionen vollständig angepaßt. Wenn man aber darüber unsicher war, wohin man das Buch einzureihen habe, so war der Erfolg desselben ein um so sicherer und zwar um des Inhaltes dieser Lieder willen. Niemcewicz hat nämlich in diesen Balladen die hervorragendsten Momente der polnischen Geschichte von den ältesten Zeiten an bis auf die in diesen seinen Tagen erfolgte Ueberbringung des Leichnams Joseph Poniatowski's besungen. Das Buch war nicht blos die erste bedeutendere Erscheinung nach dem Wiener Congresse, sondern seit der unvergeßlichen Zeit in Polen eine erste illustrirte Ausgabe, deren Kupfer und musikalische Begleitungen dem Auge und Ohr das vorführten, was sich als sein Gehalt in's Herz versenkt hatte; die Vorrede überdies, so wie die erläuternden Noten mit ganz besonderer Berücksichtigung der Zeitverhältnisse geschrieben, bildete ein Skelet der polnischen Geschichte. So ist der außerordentliche Eindruck dieses Werkes, von welchem kaum ein Monat nach seiner Ausgabe die sämmtlichen tausend Exemplare derselben vergriffen waren, sehr leicht zu erklären, aber sogleich hinzuzufügen, daß

mehr die politischen Beziehungen als die poetische Haltung seinen Erfolg herbeiführten; denn wie sehr man auch einzelne poetische Beleuchtungen der Thatsachen hervorheben möge, im ganzen sind doch nur Streiflichter, nicht aber das eine, ungebrochene Leuchten wahrer Poesie der Glanz dieser historischen Gesänge. Doch von allem Andern absehend, muß man die unvergängliche Bedeutung des Buches für die polnische Literatur so feststellen und festhalten, daß es die neue Richtung derselben einleitete, indem es den Blick an die Betrachtung des Volksthümlichen gewöhnte und über die bloße Berücksichtigung formeller Correctheit zum Eindringen in den Inhalt führte.

Ein nächster fördernder Schritt wurde in der neuen Richtung der polnischen Literatur und zwar der vom Volksthümlichen zum Volksmäßigen von Kasimir Brodziński gethan. Durch die Gymnasialbildung seines Geburtslandes Galizien wurde ihm die deutsche Literatur frühe zugänglich gemacht, so daß er Manches von Schiller und Goethe übersetzte; durch reiche Erlebnisse während der französischen Kriege, die er als Officier mitmachte, waren die Keime seines edlen Charakters zur festausgeprägten mildgebarenden Gestaltung gekommen; seine liebenswürdige Persönlichkeit endlich befähigte ihn als Professor der polnischen Literatur an der Warschauer Universität dem neuen Principe zum vermittelnden Träger zu dienen und seinen Grundsatz: Das Wahre müsse geräuschlos in's Leben eingeführt werden, — zu verwirklichen. Als Lehrer aber wurde er, indem er an den literarischen Productionen das ästhetische Moment her-

vorhob und damit in die Philosophie hinüberleitete, in welcher er dem Schelling'schen Systeme anhing, ein von beliebter und fesselnder Vortragsweise sehr unterstützter Verbreiter dieses, dem polnischen Geiste ohnehin entgegenkommenden, Systems und der damit im innigsten Zusammenhange stehenden romantischen Weltanschauung.

Ein Grundzug der romantischen Schule aber war es, sich in ihrer Zuwendung zur Nationalität nicht mit dieser im Laufe der Zeiten und unter mannigfaltigen Störungen und Beeinflussungen so bestimmt gewordenen Volksthümlichkeit zu begnügen, sondern hinter und unter diese ihre gegenwärtige Erscheinung bis zu ihrem ursprünglichen, naturwüchsigen, in den von falscher Civilisation unberührten Kreisen zu findenden Kerne vorzudringen, also durch die Versenkung in die bei dem eigentlich sogenannten Volke lebende Weise das Volksthümliche zum Volksmäßigen zu vertiefen. So wendete Kasimir Brodziński vor Allem seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit dem Organe der Literatur, nämlich der Sprache, zu, um sie aus einer conventionell gewordenen zu einer wahrhaft nationalen zu machen, sie also von allen durch das Streben nach der formellen Vollendung des französischeu Classicismus und seiner glatten Phraseologie ihr zugefügten Verschnörkelungen und Abschleifungen zu befreien, und ihre dem Volksgeiste wahrhaft entsprechenden Weisen in den Zeiten der Sigismunde aufzusuchen und zur Geltung zu bringen. — Ein weiterer Zug in diesem, dem Volksmäßigen hingegebenen Streben waren Brodziński's Bemühungen um das Volkslied. Lassen wir darüber einen der Berufensten,

nämlich W. Zaleski in der Vorrede zu seiner Sammlung von Volksliedern, sich aussprechen, dort wo er frühere Sammlungen anderer Völker aufzählt: „Viel später, nämlich erst im Jahre 1826, wagte es Brodziński im Dziennik Warszawski einige slawische Volkslieder bekannt zu machen, und mit welcher Schüchternheit that er das! Sein ganzes, in dieser Beziehung an den Redacteur des Dziennik gerichtetes und in diesem Journale abgedrucktes Schreiben ist beinahe ein einziges großes: „salva venia“ oder: „mit Respect zu melden“, — und doch hat er damals nur einige Mädchenlieder gegeben und sie auf's glatteste zugefeilt und dem sogenannten höheren Geschmacke entsprechend zugerichtet. Was erst, wenn er sie so gegeben hätte, wie sie wirklich lauten, oder wenn er gar einige serbische Burschenlieder in ihrem eigenthümlichen Ton übersetzt hätte?“ Und diese Worte geben uns hinlängliche Kunde, sowohl von dem damaligen Tone der Gesellschaft, die noch völlig von den Traditionen des französischen Classicismus beherrscht war, als auch von Brodziński's schwieriger Stellung und von seinem richtigen Tacte, der ihm ihre Klippen umschiffen half.

Wenn aber etwas sein Wirken erleichtern und die Gemüter dem Neuen zu eröffnen geeignet war, so hatte er dasselber durch seinen Wiesław, der im J. 1818 erschien, hergestellt. Es ist dies eine einfache Dorfgeschichte in der einfachsten Sprache und Darstellungsweise. Der Ziehsohn eines reichen Dorfbauers wird von diesem ausgeschickt, um Pferde zu kaufen. Unterwegs wird er freundlich genöthigt einer Hochzeit als Gast beizuwohnen.

Dort sieht er ein schönes aber armes Mädchen und kehrt mit völlig in's Düstere gewendeter Stimmung zurück. Nach kurzer Zeit schwermütiger Bewegung gesteht er seinen Ziehältern auf ihr Andringen die Stimmung seines Herzens und diese geben diesem Zuge, zwar mit einigem Widerstreben, endlich aber doch nach. Die Brautwerbung wird eingeleitet, die Braut herübergebracht und durch ihre Kindheitsreminiscenzen als die Tochter der Ziehältern Wiesław's erkannt, die im Kriege verloren gegangen war, und zuletzt die Vermählung gefeiert. Eine höchst einfache Familiengeschichte in der That, wie sie nach den französischen Kriegsverwirrungen nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Allein indem Brodziński, wie vor ihm noch niemand, das Volksmäßige nach seinen feinsten Zügen zu zeichnen verstand, traf er die Herzen aller, welche für das Volksthümliche schlugen. War es zwar ein unerhörtes Unternehmen, die Interessen des gemeinen Volkes in die gute Gesellschaft einzuführen, so hat es Brodziński verstanden den Kern des Humanen zu erschließen, indem er an das wahrhafte Mitfühlen appellirte. Er hatte dargethan, daß das Humane nicht blos an den Wendepunkten der Weltgeschichte, sondern auch in der ländlichen Abgeschiedenheit einfacher Menschenkreise zu finden sei, ja dort im wahrhaft Volksmäßigen seinen Verjüngungsquell habe.

Hatte Brodziński mit einer Dorfgeschichte die Traditionen der Stanislaus-August-Literatur gewaltig erschüttert, so hat sie A. Malczewski mit einer Herzensgeschichte völlig durchbrochen. Zwar sind Herzensgeschichten mit obligaten Beigaben von Mord und Ver-

rat wahrscheinlich schon vor Urias und Pyramus und Thisbe erzählt worden; — das Herz aber als die höchste Instanz für das individuelle Glück, für die Provocation des Traditionellen zum Kampfe auf Leben und Tod, für die gesammte Anschauungsweise und ihre Widerspiegelung in der Landschaft zur Geltung gebracht hat in der polnischen Literatur zum ersten Male Malczewski's: Maria (erschienen im J. 1825). Eine Reminiscenz an das Traditionelle, nämlich der französische Alexandriner, ist zwar noch beibehalten, allein die Gliederung des Gedichtes, die Maßungebundenheit seiner Strophen oder richtiger: Rhapsodien, das Schwunghafte in ihrer Folge, wodurch wir mehr eine Scenenreihe als eine Erzählung bekommen, ist eine totale Neuerung hinsichtlich der inneren Form; sein Inhalt endlich, wie er uns die Herzensgeheimnisse des Dichters verrät, offenbart uns eine Nachtseite des polnischen Lebens, dessen letzten selbstständigen Zeiten (1771) er bis auf wenige unwesentliche Züge entlehnt ist. Wir sehen darin die Unumschränktheit des Individuums walten, das auf seiner Leidenschaft oder seinen Vorurtheilen trotz allen Schranken der Welt, ja gegen dieselben beharrt und dessen unermeßbare Offenbarungen uns wie die Ausbrüche eines Vulcans erscheinen. — Wacław, des Wojewoden Sohn, liebt Maria, die Tochter eines Landedelmannes. Der stolze Wojewode, anfangs auf's heftigste gegen die Verbindung seines Sohnes mit dem standesverschiedenen Mädchen aufgebracht, gibt endlich scheinbar nach, ja er bereut seine frühere Härte unter Zusicherungen wärmsten Wohlwollens für die Zukunft; nur solle sich der

Sohn die Myrte erst durch den Lorbeer gegen die Tataren erringen. Er zieht nun, von Marien's Vater begleitet, zum Kampfe und Ruhme, eilt bei der Sieger-Heimkehr allen Uebrigen zu Marien voran, — allein dort war inzwischen ein wunderlicher Maskenzug erschienen, hatte sich den Eingang in das halbverlassene Haus erschmeichelt, und der Bräutigam findet die Geliebte todt auf ihrem Bette. Wer das angerichtet, das ahnen wir nur, indem Marien's Vater beim Empfange von des Wojewoden Brief auf eine Verratsmöglichkeit hindeutet. Allein diese Ahnung reicht hin, um alle Pracht des Wojewodenschlosses, das beseligende Zusammensein der Liebenden, die siegreichen Kämpfe unheimlich zu machen. Die düstere Gestalt des Greises, der Weib und Tochter verlor und einsam auf dem Ruheplatze der Todten herumirrt, und sich endlich selber in ihre Gesellschaft bettet, ist nur die Concentration jener Beängstigung, die unser Gemüt von Anfang an beschlichen und bedrängt hatte, und wir sprechen dem Dichter die Schlußverse nach:

„Stille, wo drei Gräber düster sich gesellen,
Traurig, wüst und bang in üpp'ger Ukraine."

Ja, der landschaftliche Hintergrund dieser Ukraine reflectirt die Unheimlichkeit der Stimmung und der Vorgänge. Die Steppe wird mit ihrer düsteren Pracht zum ersten Male so effectvoll in der polnischen Poesie aufgewiesen. Auf endloser Fläche kommen und schwinden die Gestalten, man weiß nicht woher, wohin. Ob es der Kosak gewesen, der auf flüchtigem Rosse vorbeihuschte, ob schwarze Vögelschaaren vorüberschossen,

ist schwer zu sagen. Ob es die mächtigen Tumany waren, welche die Graswellen erregten, ob ein gewaltiges Reiterheer vorüberstürmte, wird das Auge, von der Plötzlichkeit des Eindruckes geblendet, kaum zu bestimmen vermögen. Nur den unendlichen Seufzer verstehen wir dort, wo er durch kein Echo gebrochen wird, das endlose Erbeben des Herzens dort, wo sich kein fester Halt ihm darbietet. Unstät tummeln sich die Gedanken wie das Wild zwischen den Burjanen, in den Tiefen des Gemütes aber wie unter dem unübersehbaren Grün des Grasmeeres bergen sich die Reliquien zahlloser begrabener Gefühle und Völker. Dort endlich befremdet es uns nicht, wenn Gespenster durch die so üppigen und öden Gefilde schweben, wie jener Maskenzug, der seine phantastischen Tänze mit der Mahnung an das unvermeidliche Sterben Aller, an den Tod des Wurmes inmitten voller Blüte hinweisend, begleitet, wenn der Süden Venedigs, der Norden Polens im Liede zusammentreffen.

Es ist nicht die Aufgabe dieser Blätter, eine auch nur halbwegs vollständige Skizze der neueren polnischen Literatur zn zeichnen. Es müßte sonst an dieser Stelle zunächst der „Dichter des Honigwaldes" Timon Zaborowski genannt und nachgewiesen werden, wie in seinen „podolischen Dumy" das in der Steppenlandschaft und ihrer unbehinderten Umschau erwachende Unabhängigkeitsstreben sich neben der von Malczewski anschaulich gemachten Phantastik dieses Naturhintergrundes für's menschliche Handeln geltend macht. Es müßte gezeigt werden, wie in die bei Malczewski

wiederklingende, von Byron glänzend angehobene Sensationsstimmung, mit der meisterhaften Uebersetzung von Walter Scott's „Lady of lake" durch Sienkiewicz ein milderes Element also auch aus der englischen Literatur in die polnische, hinübergeleitet wird. Es könnten weder die culturhistorischen Nachwirkungen des deutschen romantischen Philosophirens bei J. Gołuchowski, Professor in Wilna, noch die sprachwissenschaftlichen derselben Richtung bei Kamiński übergangen werden. Es müßte endlich gezeigt werden, wie das Drama in Lemberg, nachdem Bogusławski in (10 Bänden) einer „Geschichte des polnischen Theaters" die Basis aufgewiesen, und Kamiński mit zahlreichen Uebersetzungen Schiller'scher und Shakespeare'scher Meisterwerke dem polnischen Theater eine neue Richtung gezeigt hatte, diese nun durch Fredro eine reiche und glänzende Pflege erhielt. Das Alles liegt, wie gesagt, diesen Blättern ferne, welche nur die Bedeutung einer der Hauptpersönlichkeiten der folgenden Briefe, nämlich die von A. Mickiewiz, verständlich machen wollen, und es nicht anders können, als indem sie wenigstens die Hauptlinien ziehen, innerhalb welcher sie sich, die sämmtlichen Mitstrebenden bald weitaus überragend, entwickelt.

Während aber die neuere polnische Literatur, der es vor Allem um den nationalen Gehalt zu thun war, das Volksthümliche zuerst zu seinen historischen, dann zu den volksmäßigen, endlich zu den mysteriösen im Gemüte und der Landschaft dumpf webenden Elementen vertiefte, und diese Entwickelung sich vorzugsweise außer-

halb des alten politischen Centrums vollbrachte oder bewegte, waren auch ihre Gegner, die Anhänger der formellen Correctheit, aus ihrer bisherigen Sicherheit geweckt worden. Oder vielmehr, sie glaubten die Sicherheit ihres Standpunktes dadurch am besten wahren zu sollen, daß sie ihn mit dem Scheine der Unerschütterlichkeit umgaben. Und der Mann, welcher von der Centrale des polnischen Lebens aus der Restauration gegen die Regeneration seiner Volksthümlichkeit zum Siege verhelfen sollte, war Osiński. Er war zugleich mit Brodziński Professor der polnischen Literatur an der Warschauer Universität, im Gegensatze zu jenem der Vertreter der classicistischen Traditionen, und im weiteren Gegensatze zu jenes liebenswürdig vermittelnder Natur eine gewaltige Persönlichkeit. Und nicht blos die breite Basis, welche sich diese Traditionen des Classicismus in den vornehmsten Kreisen der polnischen Welt, namentlich durch das Wirken der Gesellschaft der „Freunde der Wissenschaften" gewonnen hatten, sondern noch mehr ihre Zuspitzung in dem Manne, in welchem die presence d'esprit selber verlebendigt erschien, schien die Unerschütterlichkeit jener Traditionen unbedingt zu sichern. Für Osiński, der in den ausgezeichnetesten Cirkeln sich zu bewegen gewohnt war, war es ja ein Leichtes, unmittelbar aus der Gesellschaft in den Hörsaal zu gehen und dort über ein erst auf dem Wege festgestelltes Thema einen glänzenden Vortrag unter dem außerordentlichen Beifall eines glänzenden Auditoriums abzuhalten. Denn wie er den Ton der crême de la société auf die ausgezeichnetste Art auszuspre-

chen verstand, so gehörte es wieder zum guten Tone, jene Vorlesungen besucht zu haben. Dazu kam noch, daß er nicht blos die Principien des Classicismus in blendender Weise darzulegen verstand, sondern auch, daß er als Declamator seine Zuhörer bezauberte und daß seine Vortragsweise dann auf Bühne und Kanzel übergehend ebenso zur Popularisirung seiner Ansichten beitrug, wie die Darstellung derselben vor dem gewähltesten Publicum.

Osiński nun, in vollster Siegesgewißheit des Traditionellen, nahm von dem Aufwachsen einer neuen Literatur ebensowenig Notiz, als es zum guten Tone der Warschauer vornehmen Welt gehörte, sich um dieselbe nicht zu bekümmern. Wie denn auch der Tod Malczewski's im „Dziennik Warszawski" mit wenigen Worten als der eines Menschen angezeigt wurde, welcher sich in der polnischen Poesie versucht haben sollte. Aber wie immer, leitete auch diesesmal das Ignorirenwollen des Gegners den Untergang der bisherigen Autoritäten ein. Osiński nämlich, von allen Seiten gedrängt, doch auch über Mickiewicz seine Ansicht darzulegen, welcher nach seinen Romanzen und lyrischen Gedichten das Problem der „Dziady" unabweisbar in den Vordergrund des Besprechens gestellt hatte, sagte für einen bestimmten Tag zu, dieser Aufforderung zu genügen. Da nun, vor einem überaus zahlreichen und gespannten Auditorium auftretend, schlug er das Buch auf, declamirte den Refrain des Eingangschores (Ciemno wszędzie), den wir sinngetreu so geben:

„Ringsum finster, ringsum stille,
Was birgt diese Zukunftshülle?"

ließ dann eine Pause der Erwartung folgen und parodirte dann (sinngetreu so):

Ringsum finster, ringsum stille,
Dumm bleibt's, was sich auch enthülle!"

schlug das Buch zu und verließ Katheder und Hörsaal.

Doch diese bis zum Hohne des Gegners geschwellte Selbstüberschätzung verhalf der dem nationalen Charakter so sehr entsprechenden neueren Literaturrichtung in der öffentlichen Meinung, in der sie ohnehin schon, wenn auch nur im Stillen, zu einer höchst bedeutenden Macht herangereist war, zum entschiedenen Siege. Aber nicht blos, weil der Uebermut den Glauben an die Waffen des Traditionellen selber vernichtete, sondern noch mehr, weil Mickiewicz's Genialität die Oriflamme der neuen Literatur so hoch erhob, wandte sich ihr nun die allgemeine Theilnahme zu.

Adam Mickiewicz hatte seine Bildung auf der Universität in Wilna erhalten. Dort hatte er (1815) aus dem älterlichen Hause die Erinnerungen an zahllose, von einer alten Magd erlernte, polnische Volkslieder und an die liebliche Landschaftsumgebung seiner Heimat Nowogrodek, sowie einige poetische Versuche mitgebracht. Die Universität selbst bot gerade damals die reichsten Anregungen dar, denn während Bojanus, Langdorf, Frank, Teronghi fremde Bildungselemente brachten, selbst Goluchowski nur deutsch schrieb und Capelli die italienische Literatur französisch tradirte, ließen sich die Sniadecki's nur im reinsten Pol-

nisch vernehmen und ihnen eiferten darin Bobrowski, Onacewicz, Daniłowicz als vortreffliche Lehrer nach. Und während die ältere einheimische Lehrergeneration sich durchaus an die Traditionen des Classicismus hielt, hatten die jüngeren die Bekanntschaft mit Schiller und Goethe, mit Schelling und Schlegel von den deutschen Universitäten heimgebracht, so daß neben dem allbewunderten Schellingianer Gołuchowski von Borowski die ästhetischen Principien Baumgartens zur Geltung gebracht wurden. Doch nicht blos mannigfaltig waren diese Anregungen, sondern sie standen einander auch schon sehr gespannt gegenüber, und die Losungsworte des anhebenden Kampfes: Romantik und Classicismus, welche Brodziński (1818) vernehmen ließ, fanden in Wilna einen wohlvorbereiteten Aussaatsboden, aus welchem nach dem Erscheinen der ersten (2) Bände von Mickiewicz Dichtungen (1822 u. 1823) und dem Anpreisen des Romanticismus darin, die Saat der Streitlustigen üppig aufschoß. Denn neben den durchaus im polnisch-romantischen Tone gehaltenen Balladen und Romanzen waren darin auch schon „Faris“ und Partien der „Dziady“ erschienen, also die Praxis des neuen Literaturprincipes in glänzendster Weise geoffenbart. Von allen diesen Dichtungen dürften auch der Zeit nach die Balladen zuerst zu nennen sein, denn Mickiewicz selber hat es dem Grafen Bawórowski erzählt, wie er das vor den Balladen entstandene Manuscript erst dann für die Publication zurecht machte, nachdem die Balladen bekannt geworden waren. Dem Gehalte nach sind die „Dziady“ jedenfalls

die erste der damaligen polnischen Dichtungen; und dieser Gehalt ist ebensosehr den ältesten Reminiscenzen der Volksthümlichkeit, wie den Anregungen der Fremde und der Individualität des Dichters angehörig.

Denn die Gestalt des Einleitungsgedichtes: „Der Vampyr" (Upior bis auf die Wortbedeutung — der Aussauger, — hin ein urslawisches Gespenst) und die nächtliche Feier des „Ahnenfestes" (Dziady) in der zweiten Partie mit dem ganzen Ritual derselben sind mythologische, in der Sage und im Gebrauche des Leichenmales (stypa) noch immer fortlebende Reminiscenzen, während die vierte Partie ihre Scenerie jenen socialen Urzuständen entlehnt, in welchen der Priester zugleich der Leiter der weltlichen Gemeindeangelegenheiten war. In der Behandlung aller dieser Gestaltungen sind aber die Einflüsse aus Byron's Dichtungen und der Sturm- und Drangperiode Goethe's nicht blos unverkennbar, sondern Mickiewicz läßt seinen Gustav ausdrücklich auf dieselben hinweisen. Die Fragen endlich, welche hier über die letzten Gründe des Menschenlebens, über seine Zusammenhänge mit der Natur und den geschichtlichen Bedingungen, über die Isolirung einer lebensunfähigen und doch nicht sterben wollenden Individualität und über die Mittel, mit welchen der Anschluß an die Gemeinsamkeit, also ihre Regeneration erreicht werden möchte, siud das gewaltige Aufbrausen des Genius, in dessen Subjectivität die uralten Räthsel der Menschenseele ewig neue Lösungen anstreben. Und alles das ist in einer Sprache und Form gegeben, welche bis dahin in der polnischen Literatur unerhört war, und darum

auch den Grimm der herrschaftssicheren Classicisten bis zur Absurdität Osiński's provocirte.

Noch vor der Publication seiner Dichtungen erhielt (1820) Mickiewicz eine Stellung am Gymnasium in Kowno, in welcher er über die unliebsamen Verhältnisse seines Amtes sich im Naturgenusse tröstend bis zum gewaltsamen Abschlusse seiner bürgerlichen Carriere im Vaterlande blieb. Dieser Abschnitt der Lebensbahn wurde aber nicht blos durch die erst nach dem Tode Napoleons sich völlig sicher fühlende allgemeine europäische Reaction, die in allen Winkeln nach revolutionären Spuren herumstöberte, sondern auch durch die persönlichen Beziehungen seines akademischen Lebens herbeigeführt. Ob und in welchem Zusammenhange mit dem (1822) in allen russischen Landen aufgehobenen Freimaurerbunde die in Wilna nach deutschen Universitätsvorbildern gestifteten akademischen Vereine standen, ob und welche staatsgefährliche Zwecke sie verfolgten, das könnte nur der mit Bestimmtheit sagen, dem die Acten der St. Petersburger Untersuchungscommission, in welchen möglicherweise noch das Manuscript zu einem dritten Bande von Mickiewicz's Dichtungen liegt, zugänglich wären. Genug, solche akademische Verbindungen existirten unter verschiedenen Namen, und die von Th. Zan gegründete, zu welcher Mickiewicz und sein intimer Freund und Genosse poetischen Aufstrebens Odyniec gehörten, nannte sich die der Philareten, und aus ihren Studentenliedern erhebt sich wie ein stolzes Zukunftsbanner die „Ode an die Jugend“ von Mickiewicz. In ihr tritt uns die Concentration des

polnischen Idealismus entgegen, in welcher wir aber, ungleich den damaligen Machthabern, nichts Staatsgefährliches, sondern eben nur das volle Leben des Jugendenthusiasmus erblicken. Es ist ja dieselbe Aufforderung, die sich die Jugend überall stellt, sich auf der Begeisterung Flügeln über das Irdische und seine Trübungen zu jener paradiesischen Heimat zu erheben, wo das Aufflammen der Gefühle Wunder schafft. Ueberall erscheint ihrem Sonnenauge die Erde wie vom ewigen Nebel umzogen, von Verwirrung überflutet, auf welcher der Egoismus im eigenen, selbstgelenkten Kahne sich herumtummelt. Ueberall glaubt die Jugend auf Adlerschwingen mit den Armen des Donnergottes gegen die Scheusale und Ungethüme kämpfen zu sollen, welche das Menschenthum oft in menschlicher Gestalt gefährden. Und so wird auch überall das Streben sich einfinden, Herz und Sinn in einem Brennpunkte zu sammeln, und ein neues: „es werde" für die Schöpfung einer idealen Wirklichkeit zu proclamiren.

Dieser Jugendidealismus mochte freilich an maßgebender Stelle mit anderen Augen angesehen werden, denn es wurden alle Studentenverbindungen aufgelöst und auf die Detailangaben eines der Philareten (Jankowski) hin viele, auch ehemalige Mitglieder des Vereines und darunter Mickiewicz, gefänglich eingezogen. Durch einen Ukas (vom 14. August 1824) wurde er auf freien Fuß gestellt, mußte aber Polen verlassen und nacheinander in Odessa, dann in Moskau, endlich in St. Petersburg seinen Aufenthalt nehmen. Von da ab, also in der Mitte der Zwanziger Jahre, beginnt sich

ein neues Element in der polnischen Literatur zu regen, welches freilich erst nach den Folgen der Revolution vom J. 1830 zu seiner breiten Entfaltung in der sogenannten Emigrationsliteratur gelangte. Wie aber Mickiewicz mit seinen vollendeten Dichtungen den Sieg des Romanticismus entschieden hatte, so tritt er während seines erzwungenen Aufenthaltes außer der Heimat mit ebenso glänzenden Leistungen als der Vorkämpfer einer neuen Richtung auf. Als Grundlage dieser Literaturentwickelung ist das Heimweh zu bezeichnen, welches nach seiner passiven Seite hin als Wehmut auslautet, nach seiner activen sich zur Verbitterung gestaltet und endlich als allhin verwüstender Grimm hervorbricht. Dieser fatalen Energie, welche selbst das extremste Mittel nicht scheut, wenn es den Untergang der Feinde herbeizuführen vermöchte, hat Mickiewicz im „Konrad Wallenrod" ihre Parole exponirt, während die Gefühlsseite, welche sich aus der schlimmen Gegenwart in die Reminiscenzen versenkt und höchstens in die Zauber der Landschaft flüchtet, um von den Stimmen und Stimmungen der Heimat zu träumen, in den „Sonetten" mit wunderbarer Macht und in einer nur der Formvirtuosität des „Konrad Wallenrod" vergleichbaren Vollendung sich kundgibt.

Die Publication der Sonette (1826) wurde epochemachend für das Leben des Dichters, und während in den „Dziady" die Nachklänge einer unglücklichen Jugendliebe deutlich zu vernehmen sind, so mochten nun die Freunde mit Bezug auf Mickiewicz sagen: Glück in der Liebe ist ein Unglück. Denn die Sonette hatten dem Dichter die Herzen der Frauen

erobert und die Fürstin Zeneide Wolkonski zuletzt (Ende des J. 1827) seine Uebersiedelung nach St. Petersburg bewirkt. Doch war dafür gesorgt, daß die Lethargie dieses Liebestraumes nicht zu einer unlösbaren werde. Denn schon zogen sich, je mehr der „Konrad Wallenrod" bekannt und durchforscht wurde, die Gewitterwolken gegen Mickiewicz neuerdings und auf das drohendste zusammen, und nur der Vermittelung der Fürstin Wolkonski hatte er es zu danken, daß ihm sein Reisepaß ausgefolgt wurde, ehe sie einschlugen, und wenige Tage, nachdem sich Mickiewicz in Kronstadt (26. Mai 1829) nach Lübek eingeschifft hatte, erging der Verhaftsbefehl gegen ihn.

So wurde diese Reise formell zur Flucht aus der Heimath im 31. Lebensjahre Mickiewicz's, und nie mehr sollte er sie wieder sehen. Zunächst freilich hatte es nicht den Anschein, als sollte demjenigen, den der Reisepaß als „berühmten polnischen Dichter" charakterisirte, die Rückkehr für immer versagt sein, wie es sich dann durch die Verflechtung der Ereignisse so gestaltete, sondern es war anfänglich ein Ausweichen vor der persönlichen Gefahr verbunden, mit dem Streben, welches damals von bedeutenden Persönlichkeiten in Polen häufig verwirklicht wurde, nämlich die Literatur und ihre Träger in Deutschland, Frankreich, England aus dem unmittelbaren Verkehr kennen zu lernen. An einen ihrer vornehmsten Repräsentanten, nämlich an Goethe (so wie an seine Schwiegertochter Ottilie), hatte überdies Mickiewicz von Mad. Szymanowska, welche er kurz zuvor in einer Dichtung als „Königin

der Töne“ gefeiert, Empfehlungsbriefe erhalten, deren Wirksamkeit man an den Worten Goethe's ermessen mag, welche er (1823) bei ihrem Abschiede gegen den Kanzler Müller äußerte: „Dieser holden Frau habe ich viel zu danken, ihre Bekanntschaft und ihr wundervolles Talent haben mich zuerst mir selbst wiedergegeben.“ So wurde denn Weimar, nachdem er am 10. August mit seinem für Poesie gleich begeisterten Freunde Odyniec in Marienbad zusammengetroffen war, ihr gemeinsames Reiseziel.

Briefe.

1. Odyniec an Julian Korsak.

Weimar, 18. August 1829 Mittags.

So wäre ich denn in Weimar! Da ich aber nicht durch die Lüfte herüberflog, so setze Dich mit uns in den Reisewagen und fahren wir von Marienbad aus. Du wirst zwar dabei keine große Freude haben, und namentlich über mich nicht; denn mir war es zuerst so traurig zu Mute, daß ich hätte weinen mögen; und dann schliefen wir beide, jeder in seinem Winkel, nach einer schlaflosen Nacht, die wir ganz und bis zur Abfahrtszeit bei der Frau Becu zugebracht hatten. Gott weiß, ob wir einander in dieser Welt noch wiedersehen werden? Bei jedem Scheiden von denen, die wir lieben, machen wir einen Theil der Todesschmerzen durch; vielleicht erquickt nach ihnen der Tod selber die Seele so, wie der Schlaf das Herz nach dem Abschiede.

Um Mittag erweckte uns endlich das Rädergerassel auf dem Pflaster aus unserer Lethargie. Ein trauriges Städtchen; alte hohe Häuser, enge, finstere, öde Gassen — das ist Eger. Selbst seine Eigenthümlichkeiten, welche das Interesse der Reisenden erwecken, sind Ruinen eines Schlosses und Thurmes,

das aus einem schwarzen Steine oder aus Lava, wie es heißt, von den Römern erbaut wurde, und das Andenken an ein historisches Verbrechen, nämlich an die Ermordung Wallenstein's. Ihr Schatten hält, wie es scheinen will, den Saal besetzt, in welchem inmitten eines festlichen Mahles zuerst seine treuesten Freunde gemordet wurden. Es ist das eine alte Templercapelle, die später in einen zweistöckigen Saal umgestaltet worden war. In der oberen Abtheilung war das astrologische Observatorium, von dem aus Wallenstein gewiß einst in die Sterne schaute, ohne vorauszusehen, was unter ihm vorgehen sollte. Denn, wie unser biederer Kniažnin sagt:

Wessen Aug' wird's je erspähen,
Wie ihm die Geschicke stehen?

Das Haus, in welchem er selber ermordet wurde, wird jetzt vom Bürgermeister bewohnt, und die Geräte und Einrichtungen in demselben contrastiren ebenso mit dem Gedächtniß jenes Geschehenen, wie unsere Zeit mit dem Mittelalter. Die Lanze, mit welcher ihn der Mörder erstach, wird zugleich mit seinem Feldmarschallsschwerte gegen Bezahlung im Rathause gezeigt. Vanitas vanitatum et omnia vanitas! Und wenn es keinen Wallenstein Schiller's gäbe, der beständig unsere Erinnerung beschäftigte, so hätte das bloße Beschauen dieser Dinge gewiß keinen solchen Eindruck auf uns gemacht. Denn nicht die Geschichte selber, sondern erst die Poesie verleiht den Vorgängen ihre monumentale, unsterbliche Gestalt, in welcher sie die Nachwelt erblickt. Gott weiß, wie es wirklich vor

Troja zuging; allein die Jahrhunderte glauben blindlings demjenigen, der selber als ein Blinder die Dinge nicht mit Menschenaugen gesehen hatte. Gäbe es anstatt der Ilias nur eine geschichtliche Relation und selbst einen trojanischen und griechischen Augenzeugen, so hätte daraus Alexander der Große sicher nicht die Aneiferung und Kraft geschöpft, die Welt zu unterjochen und zur Bewunderung zu zwingen. Darum ist der Dichter und nicht der Geschichtschreiber der eigentliche Priester der Geschichte. Nur durch die Poesie kann die Geschichte zu einer Lehrerin der Menschheit werden. Aber was muß das für eine Poesie sein? Gewiß nicht eine Kunst um der Kunst, sondern die Wahrheit um der Wahrheit willen. Erfasse aber oder erschaue die Wahrheit mit dem bloßen Verstande! Nur im Entzücken wirst Du sie erblicken, nur die Begeisterung wird sie Dir bringen! Ohne sie wirst Du nicht die Vergangenheit enträtseln, nicht die Zukunft erraten. Und nur die Propheten waren wahre Dichter in des Wortes voller Bedeutung. Alle anderen sind es nur mehr oder minder in dem Maße, als sie sich ihnen annähern; in dem Maße der höheren oder minderen Begeisterung, welche sich von oben in sie versenkte. Wenn aber die Begeisterung eine Gottesgabe ist, kann sie denn Gott jenem geben, von dem er weiß, daß er damit nur einen Schacher der Eitelkeit oder Leidenschaftlichkeit treiben möchte? Denn ein solcher heuchelt nur Begeisterung und ahmt die wahrhaft Begeisterten nach — oder besser gesagt, die Gestaltungen ihrer Begeisterung; denn mehr kann seine

Nachahmung nicht erreichen. So ist die Kunstpoesie entstanden. Und die Nachahmung antiker Formen im Zeitalter der Renaissance wurde thatsächlich eine Ertödtung der sich aus dem wahren Fühlen des Mittelalters entwickelnden neuen, einer christlichen und nationellen Poesie. Eine solche Kunst genügte für jene Jahrhunderte, in denen sich das Leben der Völker blos an den Höfen der Fürsten oder in den Gesellschaften der Höflinge concentrirte, deren Fühlen und Leben eine continuirliche Heuchelei und Verkünstelung war. Heute, wo die Welt von neuem nach Wahrheit dürstet, entspricht jene Kunst der Menschheit nicht mehr und die Poesie muß zur Wahrheit zurückkehren. Und sie beginnt, diese Rückkehr, — aber erst nur auf künstlichen Wegen, durch Nachahmung neuer Formen, die sie in der Volkspoesie aufsucht, wo die Natur noch das Uebergewicht über die Kunst hat. Aber der enge Umkreis der Volksanschauungen, die bloße Reinheit und Einfachheit des Fühlens genügen einer höheren Poesie nicht. Denn die Quelle der lebendigen und höchsten Begeisterungen, der lebendige Glaube als höchste Wahrheit ist für die heutigen Dichter, wie jener verzauberte Schatz des Märchens, wie jene von der Menschheit vergessene Welthalbkugel, welche nur der begeisterte Genius entdeckt und den das begeisterte Wort erschließt. Der größte Dichter aus dem Glauben heraus war Dante. Shakespeare ist höchst wahr hinsichtlich der Herzen und Thaten der Menschen. Byron gibt die volle Wahrheit, — aber nur die Wahrheit seiner eigenen Gefühle. Goethe sucht die

Wahrheit mit dem Verstande; Schiller fühlte sie mehr in der Begeisterung. Der Einfluß Schiller's auf das Leben seines Volkes ist darum mächtiger, weil er durch das Herz mehr auf die Jugend wirkt, in welcher dieses Leben thätig ist. Goethe entspricht mehr jenen, die schon nur über das Leben reflectiren.

Da hast Du nun einen Auszug unseres Gespräches, welches uns während des ganzen Weges von Eger nach Franzensbad beschäftigte. Die Worte Adam's machen auf mich manchmal den eigenthümlichen Eindruck eines Sommergewitters. Meine Gedanken keimen aus ihnen wie das Gras aus der Erde, aber welken auch nutzlos gleich dem Grase. Hier hast Du indessen eine Handvoll derselben; ob Du ihnen einen Saft entlockst, — das ist nicht meine Sache.

Franzensbad ist ein nettes heiteres Städtchen, wenn man einen kaum aus vierzig Häusern bestehenden Ort ein Städtchen nennen kann. Aber ihre Qualität ersetzt die Quantität. Den ganzen Abend brachten wir mit Adolph zu, nachdem wir zuvor mit ihm die Quellen und den Krater des in der Nähe gelegenen erloschenen Vulkans angesehen hatten. Der arme Adolph! er ist brustleidend. Seine Mitbürger, die ihn einstimmig zu einem ehrenvollen Amte gewählt hatten, schickten ihn selber gegen seinen Willen in's Ausland, und er mußte von der Verlobten scheiden. Nach der Trinkcur geht er nach Italien und versprach uns in Rom zu besuchen. Lieb und gut, wie immer, scheint er durch die Blässe seines Gesichtes an Schönheit noch gewonnen zu haben.

Morgens den 16. genug spät, nämlich beinahe um 9 Uhr, fuhren wir nach Hof in Baiern. Die Stadt ist neu, sauber und seit Dresden die größte. Es wurde da nur gefüttert und zum Nachtlager kamen wir zeitlich nach Schleiz, der Hauptstadt eines so großen Reiches, daß seine Scheidemünze eine halbe Meile von ihr keinen Cours mehr hat. Mir blieb richtig für einen halben Thaler dieses Kleingeldes übrig, und da ich nicht wußte, was damit anzufangen, schenkte ich es großmütig dem Kutscher. Darauf dann Abends große Beratung, wie von Weimar aus weiter zu reisen: über Wien oder über Frankfurt am Main? Da wie dort können wir Geld gegen Wechsel auf das Haus Rothschild bekommen. Es handelt sich blos darum, welches die geradere und nähere Richtung nach Italien sei. Wo aber zum Geier steckt denn das Frankfurt? Die Karte zum Guide du Voyageur ist so klein, daß wir es darauf nicht zu finden vermögen; ich sitze beim Tische über ihr, Adam steht über mich vorgeneigt daneben. Zuletzt zeigt sich's leider, daß wir nicht gut zu suchen verstehen, oder aufrichtiger gesprochen, daß wir keine Geographie kennen. Adam rühmt sich zwar, er kenne die Karte der europäischen Türkei, des letzten Kriegsschauplatzes, so genau, daß er bei geschlossenen Augen mit dem Finger auf Varna oder Schumla treffe. Dabei aber gibts und gibts kein Frankfurt! „Geh' weg, Du Ignorant!" ruft Adam, „ich werd's finden." Er sucht und ich gehe im Zimmer herum. Dabei lachen wir und schämen uns ein bischen. Dazwischen klagen wir über die Professoren, die uns so

Geographie gelehrt hatten. Denn in Borun und Nowogrodek herrschte dieselbe Methode. Man lernte die Namen auswendig, die Landkarte hing in der Mitte der Classe mit Lack überzogen auf der Wand, neben ihr ein Griffel an der Schnur. Der Professor sah von seinem Katheder aus nicht, was der Schüler damit auf der Karte zeige; und der Schüler fuhr damit herum, durchaus unbekümmert, ob „die Geographie nicht seitwärts liegen bleibe". Wir sprachen lange darüber, und Adam suchte indessen. „Da ist Frankfurt!" rief er endlich. „Du schreist ja", sagte ich, „wie Columbus, als er die neue Welt erblickte." „Reich' mir eine Feder!" ruft Adam auf's neue, indem er den Finger auf Frankfurt hielt. Ich tunkte sie eiligst ein, und sogleich wurde Frankfurt unterstrichen, ein Kleks saß auf Frankfurt. Ich bekenne Dir, daß dieser Kleks von nun an sich auf der Karte und im Sinne zum Centralpunkte gestalten wird, um welchen meine ferneren geographischen Kenntnisse, die ich mir doch praktisch zu erwerben gedenke, wie Planeten um die Sonne kreisen werden. Leider wird auch ihre Klarheit derartig sein!

Diese lächerliche Scene weckte verschiedene Erinnerungen Adam's an seinen Aufenthalt und sein Lernen in den Schulen. Es ist eine eigene Sache, wie das Schulleben bei uns und namentlich an den von Geistlichen geleiteten Schulen so gleichförmig war. Und so kennst Du sie auch hinlänglich aus Deinen eigenen Anschauungen in Szczuczinia, und bist gewiß neugieriger auf Weimar, wo wir gestern um 7 Uhr

Abends anlangten. Nur aus der Vorüberfahrt her erinnere ich mich des Weges und der überaus schönen Gegend vor und nach Jena. Felsige Höhen von Sandsteinfarbe, vom Gipfel bis zur Hälfte nackt, am Fuße mit Wäldern oder Weinbergen bekleidet. An einer Stelle ist der Weg durch rote Felsen (Rotenstein) geschlagen. Aus dem grünen Thalgrunde schimmert eine Menge von Dörfern wie eine Schafheerde weiß hervor. Die Wege mit Obstalleen, der Saalefluß braust neben dem unseren, — aber eiserne Geländer sieht man keine, Jena selbst zwischen Bergen. Die Stadt scheint schön zu sein, aber die Gassen sind öde. Wir durchfuhren sie nur, da wir noch eigens von Weimar zur Besichtigung des Schlachtfeldes herüberzukommen im Sinne hatten.

Im Gasthofe „zum Elephanten", dem besten und einzigen auf dem Platze, eingekehrt, lief ich sogleich nach der Post. „O, weh! geschlossen!" Also in die Wohnung des Postmeisters! Glücklicherweise fand ich nur die Frau, eine junge, recht hübsche Deutsche. Ich erklärte ihr meine Ungeduld, Briefe von meiner Familie zu bekommen, welche mich hier gewiß erwarteten, und muß irgendwie ihr Herz getroffen haben, denn sie schickte nicht blos um ihren Mann, der irgendwo in der Nähe sein mußte, sondern ging ihm selber entgegen und stimmte ihn, wie es scheint, so freundlich, daß er ohne alles Widerstreben mit mir in's Bureau ging und zuerst unter Lit. O drei Briefe an mich herauszog; von Dir, von Žegota und von Fräulein Flora Laskaris aus Warschau; (Ignaz

hatte nicht Wort gehalten), und dann unter Lit. M ein ungeheueres Packet für Adam, von der Frau Szymanowska, welches Empfehlungsbriefe an Goethe und an seine Schwiegertochter Frau Ottilie Goethe enthielt. Mit diesen Briefen ging Adam soeben zu ihr, und ich, in Freuden über die Eurigen, begann sogleich mit diesem und verspreche aus Dankbarkeit von hier aus, wenn auch nicht täglich, so doch über Alles zu schreiben, woran ich ein Interesse bei Dir vermute. Nur um Eines bittest Du mich vergeblich, nämlich um die Beschreibung meiner Eindrücke. Eine gute Lyrik gehört nur für Romanbriefe, und grenzt auch dort an Langweiligkeit. Wie soll ich z. B. aussprechen, was in mir bei dem Gedanken vorgeht, daß ich möglicherweise noch heute Goethe sehen werde? Darum will ich warten, bis die Hoffnung zur Wirklichkeit wird: denn jede Wirklichkeit hat schon ihre Gestalt, die man erfassen und im Abrisse wiedergeben kann.

Adam kehrte bald, eingenommen für Frau Ottilie und mit der Einladung für uns beide um 8 Uhr Abends zum Thee, zurück. Ich gehe darum sogleich zu ihr in die Visite, wenn auch nur, um ein Billet zu hinterlassen. Goethe wohnt den Sommer über vor der Stadt, wo er ein Haus mit einem Garten besitzt, und woher er nur zuweilen in die Stadt kommt. Die Gärtnerei ist seine Lieblingszerstreuung. Frau Ottilie will ihm heute den Brief der Frau S. schicken. Wir wollen sehen, für wann sie uns eine Audienz verschafft.



Um zwei Uhr Nachmittags.

Ich komme soeben von Frau Ottilie. In der That eine liebenswürdige Persönlichkeit voller Anmut und Wohlwollen. Sie ist auch jetzt noch eine angenehme Erscheinung und muß einst auch schön gewesen sein. Sie kann jetzt über dreißig Jahre alt sein. Ich traf bei ihr die Schwester, eine sehr herzliche und wie mir scheint grundgute Dame. Sie forschten mich leichthin über Adam, d. h. über seine Werke und seine literarische Bedeutung aus. Ich zeichnete ihnen dann sein Bild so riesig, daß ich in ihren Augen einen Zweifel zu sehen glaubte, ob nicht persönliche Freundschaft den Pinsel führe. Er möge nun selber die Contouren ausfüllen! — obwohl ich ihm nichts davon sagte, denn ich würde sicher einen Verweis bekommen haben. Aus den Worten der Frau Ottilie erriet ich, daß Frau S. auch Einiges über mich geschrieben haben mußte. Beide und besonders die Schwester entließen mich mit einem freundlichen Händedrucke und wohlwollendem: „Auf Wiedersehen!" Jetzt gehen wir zum Essen und nachher in der Stadt herumschlendern.

Um sieben Uhr Abends.

Wir kamen erst vor einer Viertelstunde zurück. Wir fanden zwei Visitkarten des Hrn. August Goethe (des Sohnes), des Mannes der Frau Ottilie, und gehen in einer Stunde hin. Wir hatten uns die Stadt angesehen; nichts Besonderes. Wir durchforschten den Park — er ist groß und schön, und saßen auf „Schillers Sitz", d. h. auf einer Bank unter einem Baume mit der Aussicht auf das Dorf jenseits des Flusses,

wo der Dichter mit großer Vorliebe zu sitzen pflegte. Zuletzt gingen wir zum Vogelschießen, denn dieses Volksfest wird gerade begangen. Von Dresden aus habe ich Dir schon darüber weitläufiger berichtet. Hier ist's mehr weniger ebenso, nur mit dem Unterschiede, daß hier nach dem Vogel nicht mit dem Bogen, sondern aus einer Art ungeheuerer altväterischer Büchsen geschossen wird. Unter den Kegelschiebern fand ich den mir schon bekannten Postmeister heraus und verfügte mich sogleich nach jener Seite. Als ich von ihm erfuhr, daß seine Frau in einem nahen Zelte Zechino spiele, ging ich dorthin, setzte mich neben sie und verlor sogleich einige Einsätze. Adam bekreuzte sich vor Staunen, daß ich auch hier schon Freunde habe, und saß seitwärts wie ein Brummbär bei Caffee und Cigarre. Unterdessen machte ich beim Kegelschieben durch Vermittelung des Herrn Postmeisters die Bekanntschaft eines sehr angesehenen Bürgers, eines Schneiders von Profession und, wie es schien, daneben Literaten; denn er sprach von den Berühmtheiten Weimar's, welche so viele Fremde herbeilocken und gab zu verstehen, er kenne und besitze sogar ihre Werke. Von Schiller sagte er, er erinnere sich seiner ganz gut, denn er wäre Lehrjunge bei dem Meister gewesen, der für ihn arbeitete, und einmal hätte er ihm sogar einen Knopf an den Rock genäht, der ihm wahrscheinlich auf der Gasse abgefallen war, denn er kam damit in der Hand selber in die Werkstätte. „Es war ein süßer Mann", fügte er hinzu, als er erzählt hatte, wie artig er ihm dafür dankte. Auf meine Anfrage über Goethe antwortete

er nur: „Der Herr Geheimrat? O! 's ist ein großer Herr!"

Der Titel neben dem Namen Goethe's klang mir wunderlich in den Ohren. Der größte Dichter hat, so lange er lebt, in den Augen derer, die ihn aus der Nähe sehen, die Gestalt eines alltäglichen gewöhnlichen Menschen und wird von ihnen größtentheils darnach abgeschätzt. Erst nach dem Tode und für die Nachwelt erlöst er sich daraus, wie die Raupe aus der Puppe und schwebt durch die eigene Kraft höher oder tiefer.

Aber welchen von allen Dichtern, die je auf der Welt gelebt haben, möchtest Du Dir selber zum Ideale wählen, sei es hinsichtlich seiner äußeren gewöhnlichen, sei es nach seiner inneren, geistigen Bedeutung? Etwa den blinden Bettler Homer? Oder den exilirten Flüchtling Dante? Oder den als Wahnsinnigen eingekerkerten Tasso? Oder den im Spitale sterbenden Camoens? Sicher keinen von diesen. Oder den Höfling Racine, der über eine böse Miene des Herrschers umkommt? Oder den Schauspieler Shakespeare oder Molière, der auf der Bühne stirbt, während er die Zuschauer belustigt? Oder den Professor Schiller, den seine gelehrten Arbeiten in's Siechthum brachten? Oder den reisenden Lord Byron, der sein Leben, als Mensch, seinen Landsleuten zum Trotze vergeudete? Oder endlich den Geheimrat von Goethe selbst, der ohne Zweifel der glücklichste von allen ist; denn er ist allgemein als großer Dichter anerkannt, ist ein „großer Herr" in den Augen der Leute und genießt nun das Leben und die Welt seit achtzig Jahren? Und trotz

alledem stelle ich noch über ihn das Lebenslos und Ideal unseres Johann von Czarnolas. Ein freier Bürger — Edelmann, geehrt von den Königen, geschätzt und geliebt von seinen Landsleuten, Aemter und Titel verschmähend und „Herr durch das Genügen am Seinigen". Er that mehr für das Volk, als irgend einer, der ihn immerhin an Genialität überragte; er gab ihm die Sprache, Literatur und geistige Organisation. Seine Psalmen erklingen in den Tempeln und Häusern, seine Klaggesänge in den Herzen seiner Mitbürger zugleich mit seinem Namen durch volle drei Jahrhunderte, und werden, wie es scheint, niemals verklingen. Selbst sein Tod in Gegenwart des Königes und obersten Gerichtshofes, herbeigeführt durch Herzensaufregung, als er nämlich seine Stimme in der Angelegenheit seines schon nicht mehr lebenden Freundes zur Geltung bringen wollte, vereinigt wie es scheint die idealen Richtungen: des Menschen, Christen und Bürgers. Neben den anderen größten Dichtern der Welt ist er wie unsere Wunderbilder der hl. Jungfrau neben den berühmtesten Madonnen Raphaels, Murillos, Holbeins u. s. w. Dort die Kunst und das Ideal weiblicher Schönheit, hier die Heiligkeit der Gottesgebärerin. Dort wirst Du vom Gemälde bezaubert und bewunderst den Maler, hier wagst Du nicht das Bild anzuschauen und wendest Dein Gebet der Lebendigen im Himmel zu.

Aber a quel propos schreibe ich Dir das? Nun, ich will bekennen, darum, damit ich es selber nicht vergesse. Denn verba volant, scripta manent, und als-

ich darüber, nach der Unterredung mit dem Schneider, mit Adam sprach, war er damit so einverstanden, daß er zum Zeichen seiner Befriedigung mich im Gehen am Ohre zupfte.

Nun gehen wir zu Frau Ottilie und nach unserer Rückkehr beginne ich ein neues Blatt. Indessen noch auf diesem ein Lebewohl.

2. Odyniec an Julian Korsak.

19. August um 6 Uhr früh.

Gestern konnte ich nach meiner Rückkehr nicht mehr schreiben; dafür stand ich aber heute zeitlich auf, um Dir alles Gestrige erzählen zu können. Und ich will mich beeilen, ehe Adam aufsteht; denn, obwohl er mir nicht in die Briefe hineinzuschauen pflegt, so würden mich doch schon seine Bewegungen in dem stören, was ich schreiben will. In dem Augenblicke sehe ich auf ihn den Schlafenden hin. Wie schön er ist! Aus dem dunklen Grunde des Lederpolsters sticht das feine Profil des bleichen Antlitzes hervor. Die schwarzen, über die Schläfen herabwehenden Haare heben diese Blässe noch mehr. Dagegen auf den Lippen ein jungfräuliches Rot. Sie müßten lächeln, wenn er von dem gestrigen Abende träumte. Denn ich will Dir nur sagen, daß ich ihn gestern in einer für mich ganz neuen Gestalt gesehen habe. Er war der Liebenswürdigste unter den Liebenswürdigen. Wenn ich ihn sonst in Gesellschaft von Damen sah, stand er mit ihnen entweder in vertraulicher Bekanntschaft, oder er war

gleichgiltig und kalt. Gestern aber wollte er sichtlich gefallen; und da beuge ich mich vor seiner Meisterschaft zur Erde. Freilich half ihm Frau Ottilie und ihre Freundin Fräulein Pappenheim, eine Urenkelin des berühmten Heerführers, tüchtig in dieser Art von Federballspiel; denn jeder Einfall flog sogleich hoch auf, wie ein Federball, und keines von ihnen ließ ihn zu Boden fallen. Nur Fräulein Pappenheim, die, wie es scheint, sehr klug und belesen ist, verirrte sich, wenn auch nur selten, in eine etwas pedantische Tonweise; Adam aber verstand es so geschickt, sogleich mit irgend einem gefühlten Worte oder einem heiteren Scherze das erstarrende Gespräch zu beleben, daß es selbst bei den wichtigsten Gegenständen nie zu einer trockenen Abhandlung oder einem Dispute kam. Und man sprach über Herz und Seele, über Leben und Kunst und über tausenderlei Tagesfragen, welche die Welt in Bewegung setzen. Und da es in letzterer Hinsicht viel für mich gänzlich Neues gab, so hörte ich blos zu und wunderte mich vielfach über mich selber, daß ich bis dahin nichts davon gehört hatte. Ich durchlief dann und erwog in Gedanken alle unsere Salons in Wilna und Warschau, in denen ich doch leider mehr Zeit als bei den Büchern verlebt hatte. In Wilna bei Frau Becu, bei Sniadecki's und Baliński's und sonst anderswo, kreisten aller und selbst der Jugend Gedanken mehr in der platonischen Ideenwelt, als auf dem Erdkreise am Niemen. In Warschau hörte man in den besseren Salons schon mehr von dem, was in Europa und namentlich in Paris vorgehe. Hier dagegen wurde

Alles auf die Thatsachen und die äußeren Erscheinungen bezogen, ohne alle Folgerung des Woher und Wohin; und eben dieses Leben der Weltwirklichkeit in der Idee oder wenigstens mit Beziehung zur Idee wies Adam meisterhaft nach; und den Damen war das nicht, so wie mir, eine fremde Sache. Warum aber vernahm ich nicht Derartiges in Warschau? Und mir kam eine Abhandlung „Ueber die Warschauer Kritiker und Recensenten" in den Sinn. Wo hat denn aber Adam selbst Alles das gelernt? Ich fragte ihn darüber bei der Heimkehr. Zuerst wollte er mit Scherzen ausweichen, dann aber gestand er im Ernste, daß er während der letzten zwei Jahre sehr fleißig die besten europäischen Journale und namentlich die Pariser Zeitung „Globe" gelesen habe, aus der er, wie er sagte, das Meiste profitirt habe, und von der ich, wie ich zu meiner Schande gestehe, in Warschau nicht einmal gehört habe.

Doch kehre mit mir nochmals in den Salon der Frau Ottilie zurück, denn ich will noch über sie sprechen, und namentlich weil ich sie viel angenehmer und liebenswürdiger fand, als sie mir anfangs geschienen hatte. Und um Dir irgend eine Vorstellung von ihr zu geben, so sage ich Dir, daß sie etwa in der Mitte zwischen der Frau Becu und der Frau Balińska steht. Du weißt, wie Dich die eine im Sprechen mit ihrer Phantasie wie mit einem Regenbogen überspannt und die andere ihre Gefühle gleich dem Nordlichte aussprüht. Nun, Frau Ottilie hat etwas von beiden, obwohl, wie mir scheint, die Intelligenz

und Reflexion gegen das Gefühl und die Phantasie vorwiegt. Ueberdies scheint sie mir sehr wissenschaftlich gebildet zu sein, und das ohne den leisesten Schatten von Pedanterie. Ja, ihre Reden wie sie selber durchweht jener Zauber der Weiblichkeit, dessen Goethe so oft in seinen Schriften Erwähnung thut. Ich hörte denn mit Vergnügen jenem vollkommenen Trio zu, welches dieses einer wahrhaft höheren Welt angehörige Gespräch bildete und mischte mich nur selten hinein. Denke aber darum noch nicht, daß ich während des ganzen Abendes wie ein stummer Klotz da saß. Die Gesellschaft bestand aus noch einigen anderen Personen, nämlich der Schwester Frau Ottiliens, ihrem Manne und zwei angesehenen Herren, Hausfreunden, wie mir die Hausfrau selbe bei unserer wechselseitigen Vorstellung bezeichnet hatte, den H. H. Eckermann und Peucer. Wir bildeten denn unter uns eine Art niederigeren Chores, welcher sich zeitweilig mit jenem verband, dann wieder für sich laut wurde, oder endlich die Themen von jener Seite her nach seiner Manier umgestaltete. Das bewegende Element war hier Hr. August, ein jovialer und wie es scheint reeller Mann: d. h. nicht in allen Himmeln herumschweifend, sondern heiter auf der Erde umschauend. Und so begann er unter Anderm, als Fräulein Pappenheim pathetisch über das Fühlen redete, mir von den Weimarer Fräulein zu erzählen, deren viele sich an Engländer verheiraten, welche hier oft als Gäste verweilen, und indem er diese mit Störchen verglich und mit den Fingern ihre Storchbewegungen nachahmte, verglich er

wieder die Fräulein den Fröschen, welche ihre Köpfchen erheben und rufen: „Nimm mich, nimm mich!“ Die Schwägerin protestirte sehr lebhaft dagegen, und als die Sache für den höheren Chor vernehmlich wurde, sagte Frau Ottilie: „Fi donc, August!“ und Fräulein Pappenheim fügte ein: „Incorrigible!“ hinzu. Dadurch und durch alles, was er sprach, erschien mir August als ein geistreicher und liebenswürdiger Gesellschafter und wenn ich nicht irre, passen wir zu einander.

Im Laufe des Abends brachte der Bediente einen Brief; Frau Ottilie öffnete ihn eiligst und nachdem sie ihn gelesen, wandte sie sich mit strahlendem Angesicht zu uns und sagte: „Papa vous recevra demain à midi.“ Papa, d. h. Goethe. Aus ihrer Eile beim Brieferbrechen, so wie aus ihrer offenbaren Freude darnach, will Adam schließen, daß sie der Freundlichkeit des Papa nicht allzu sicher gewesen sei. Doch sei dem wie ihm wolle, heute noch sehen wir Goethe. Und zur Schärfung Deines Interesses, ja Dir zum Possen will ich diesen Brief noch Vormittags absenden, damit Du den nächstfolgenden mit desto größerer Gier erwartest. Aber fürchte nicht, lange wirst Du nicht warten, und schicke nur getrost am Posttage nach Zbienciol. Unterdessen lebe wohl!

P. S. um 10 Uhr Vormittags. Im Augenblicke, als ich den Brief zusiegeln wollte, brachte uns der Bediente der Frau Ottilie — notabene ein bordirter — zwei Visitkarten vom Papa, worauf ganz einfach „von Goethe“ steht, und von ihr selber ein Brieschen an Adam, worin sie uns — da es regnet

— ihren Wagen um die Mittagszeit zu senden anbietet und uns auf die dritte Stunde zu Tische bittet, wo auch Papa erscheinen werde. Hat es mir denn geträumt, daß ich je mit Goethe zusammen speisen würde? Und da fällt mir ein besonderes Dictum Osiński's ein. Als er nämlich bei General Krasiński zu Tische war und dieser, von Walter Scott sprechend, ihn einen großen Mann nannte, blies sich Osiński entrüstet auf und rief: „Was ist das für ein großer Mann, mit dem ich sogleich von demselben Braten essen kann, wenn ich nach Edinburg reise!" Er wollte damit versteht sich sagen: „über den die Nachwelt noch kein Urtheil abgegeben", und diese grobe Platitüde charakterisirt ganz den Ton seiner Einfälle, den in Warschau einige so sehr fürchten, andere bewundern. Ich will sehen, ob sich Goethe beim Braten verkleinert, ich werde gewiß vor Freuden wachsen. Nochmals vale.

3. Odynier an Julian Korsak.

Weimar, 20. August 1829.

„Sahst Du? Ich sah. — Hörtest Du? Ich hörte." Ich stelle mir vor, Du fragest mich, und ich antworte Dir mit Alfieri. Und jetzt höre zu, ich will Dir erzählen, wie es zuging.

Gestern, genau zu Mittag, hielt ein eleganter Wagen der Frau Ottilie vor unserem Hôtel und eine Viertelstunde später stiegen wir aus demselben bei der Gartenpforte des Landhauses Goethe's aus, wo uns

schon ein alter Diener Goethe's erwartete, der uns durch den Garten führte, die Thüre des Salons öffnete, uns einließ und fortging. Das Haus ist klein, einstöckig; es muß gemauert sein, denn es ist weiß und mit Weinlaub überzogen. Der Salon, in dem wir warteten, ist geräumig, bescheiden ländlich möblirt und hat keine Parquetten, sondern einen braun eingelassenen Fußboden. Im Kamine, der so rein gekehrt war, als hätte darin nie ein Feuer gebrannt, lag ein entzweigerissenes Papierblättchen. Ich hob die eine Hälfte auf; Adam erkannte die Handschrift Goethe's, welche er im Stammbuche der Frau S. gesehen hatte, und wir nahmen es zum Andenken mit. Es war irgend ein Fragment über Physik. Wir warteten, halblaut sprechend, beinahe eine Viertelstunde. Adam fragte, ob mir das Herz poche. In der That war das eine Erwartung, wie die irgend einer übernatürlichen Erscheinung. Er selber erinnerte daran, wie er vordem die Frau S. darum beneidet hatte, daß sie Goethe gesehen und mit ihm gesprochen. Da hörten wir oben Schritte. Adam citirte mit Nachdruck den Vers aus Zgierski's Kiszka: „Man hört ein Gehen und ein hohes Schreiten", und kaum, daß wir uns zu diesem im Augenblicke passendsten Citate erkühnten, öffnete sich die Thüre und herein trat — Jupiter! Mir wurde heiß. Und ohne Uebertreibung, es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponirend, und die Stirne! — gerade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar noch wenig weiß,

ist nur über der Stirne etwas grauer. Die Augenbrauen klar, lebhaft zeichnen sich noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, nämlich durch eine lichtgraue, wie emaillirte Linie, welche die Iris beider Augen am äußeren Rande rings umfaßt. Adam verglich sie dem Saturnusringe. Wir sahen bisher bei niemand etwas Aehnliches. Er trug einen dunkelbraunen, von oben bis herab zugeknöpften Ueberrock. Auf dem Halse ein weißes Tuch, das durch eine goldene Nadel kreuzweise zusammengehalten wurde, kein Kragen. Wie ein Sonnenstrahl aus Gewölke verklärte ein wunderbarliebliches, wohlwollendes Lächeln die Strenge dieser Physiognomie, als er schon beim Eintritte uns mit Verbeugung und Händedruck begrüßte und dazu sprach: „Pardon, Messieurs, que je vous ai fait attendre. Il m'est trés agréable de voir les amis de Mme. Szymanowska, qui m'honore aussi de son amitié.“ Du mußt nämlich wissen, daß Goethe ein großer Verehrer der Frau S. war und über sie sprechend äußerte: „Elle est charmante, comme elle est belle; et gracieuse, comme elle est charmante.“ Sodann, als wir uns gesetzt hatten, wandte er sich zu Adam und versicherte ihm, er wisse, daß er an der Spitze der neuen Richtung stehe, welcher sich die Literatur bei uns wie in ganz Europa zukehre. „Ich weiß es aus eigener Erfahrung“, fügte er hinzu, „was das für eine schwere Sache ist, gegen den Strom zu schwimmen.“ „Auch wir wissen es“, antwortete Adam, „nach den Erfahrungen Ew. Excellenz, wie große Genien beim Uebergange durch sie die Strömung sich nach umlenken.“ Goethe

nickte ein wenig dazu, wie zum Zeichen, daß er das Compliment fühle, und weiter sprechend, beklagte er, daß er nur wenig von der polnischen Literatur kenne und keine slawische Sprache verstehe. „Mais l'homme a tant à faire dans cette vie." — Er fügte aber hinzu, daß er Adam schon aus den Journalen kenne, sowie auch Fragmente aus seiner neuen Dichtung (Wallenrod), welche ihm Frau S. freundlichst in einer deutschen Uebersetzung (von Fräulein Karoline Janisch, einer Freundin Adam's in Moskau) zugesendet, oder welche er später in den Leipziger Jahrbüchern gelesen hatte. Dorther wisse er auch, wie er sich zu mir wendend versicherte, von dem von mir herausgegebenen Almanach (Melitela), welcher Productionen aller jetzt lebenden polnischen Dichter enthält, habe auch dort die Uebersetzung meiner Dichtung: „Die Gefangene des Litauers" gelesen, und lobte die Lebendigkeit der Handlung und des Stiles, „autant, que je puis en juger par la traduction". Ich errötete mächtig, ob aus Bescheidenheit oder Freude, weiß ich nicht, gewiß aber aus mächtiger Erregung. Adam warf inzwischen einige Worte über meine Uebersetzungen aus Bürger hin. Im Blicke Goethe's, welchem meine erhobenen Augen begegneten, glaubte ich den Ausdruck wohlwollender Güte zu sehen. Als ihm dann Adam auf sein Verlangen den ganzen Gang der polnischen Literatur wunderbar concis und klar vorführte und zwar von der ältesten bis zu der neuesten Zeit, wobei er denselben mit den historischen Epochen zusammenhielt und verglich: war in den auf ihn unverwandt gerichteten Augen

Goethe's nicht blos eine tiefe Würdigung, sondern auch ein lebhaftes Interesse an dem Erzählten zu gewahren. Die Fingerbewegung seiner auf das Knie gestützten Hand schien dasselbe zu bezeugen. Notabene, ich vergaß zu sagen, daß Goethe im Beginne dieses Gespräches sich des Deutschen bediente; kaum hatte ihm aber Adam und zwar auch deutsch gesagt, daß er zwar des Deutschen immerhin mächtig sei, aber es nicht wage, sich dessen in seiner Gegenwart zu bedienen: so kehrte er gleich zu dem Französischen zurück. Im weiteren Laufe des Gespräches behauptete Goethe, daß bei dem immer schärfer hervortretenden Streben nach allgemeiner Wahrheit auch die Poesie und überhaupt die Literatur einen immer allgemeineren Charakter annehmen müsse; gestand aber Adam zu, daß sie nie besondere nationale Züge verlieren würde. Von da ging das Gespräch auf die Volkslieder über, und mit lebendigem Interesse fragte Goethe und hörte zu, was Adam und zum Theil auch ich ihm über die Verschiedenheit im Charakter und den Tonweisen unserer provinciellen Gesänge erzählte, und wiederholte das Alles später selber beim Mittagsessen für die andern. Damit endigte unser literarisches Gespräch. — Dann sich zuerst zu Adam dann zu mir wendend, fragte er um unsere weiteren Reiseprojecte, indem er sich gefühlvoll Italiens und Roms erinnerte, wobei er uns, wie er sagte, darum beneidete, daß wir dorthin gingen, woher er einst in seiner Jugend die liebsten Erinnerungen zurückgebracht habe. Weiter sprach er mit Adam über seine Bekannten in Berlin, die

jener auf der Durchreise kennen gelernt hatte, und zwar besonders über Professor Gans; dann kehrte er wieder zu Frau S. zurück und that einiger anderen ihm einst bekannt gewordenen Polen Erwähnung, namentlich Johann Potocki's und der Fürstin Lubomirski, denen beiden er großes Lob spendete. Als wir, uns empfehlend, aufstanden, bedauerte er sehr, daß er wegen des eben strömenden Regens uns nicht sein Gärtchen (son petit jardin) zeigen könne. „Mais j'aurai le plaisir de jouir encore de votre sociètè a diner chez ma belle fille.“ Und sich lächelnd zu mir wendend, fügte er hinzu: „Et nous aurons quelque jolis dames et demoiselles; j'espère, que ça vous fera plaisir.“ Wir lachten beide und er wandte sich auch lachend schnell zu Adam, ihn gleichsam vertraulich fragend: „N'est ce pas?“ Darauf reichte er uns die Hand und als wir schon auf der Stiege waren, öffnete er nochmals die Salonthüre und wiederholte: „Au revoir.“

„Wie, zum Teufel, gescheut ist der!“ Das war das erste Wort Adams, als wir die Treppe hinabgingen. Und auch ich habe einen Beweis an mir, wie schnell er findet, was jemandem gefällt oder gefallen möchte. Denn könnte mir's einfallen, daß an diesem Tage und neben Goethe irgend ein anderer Stern über meinem Geisteshorizonte aufgehen könne? Und der alte Seher prophezeite das!

Inmitten der Gäste, die wir, um ein Viertel vor Drei kommend, bei Frau Ottilie antrafen, waren auch Vogel's; — er Hofrat und Leibarzt des Großherzogs, und sie, — eine Schönheit in der

vollen Bedeutung des Wortes. Es ist schwer, neben ihrer den Grazien eigenen Gestalt und Bewegung noch über ihre Züge zu sprechen; über diese „Musik im Antlitz", wie es Lord Byron bezeichnet. Aber überlese Dir die Beschreibung Theresens (sie selber heißt Rosa) in seiner Dichtung „Mazeppa" und Du wirst beinahe die ähnlichste Vorstellung von ihr bekommen, wenigstens von ihren Augen, welche nach den Worten des Dichters:

„Zwei Sternen gleich im stillen Wasserspiegel
Jetzt wie im hellen Thränenstrome schwimmen,
Am eig'nen Feuer dann zu Thränen schmelzen."

Dieser Dame nun stellte uns Frau Ottilie zuerst vor und Hr. August machte uns mit ihrem Manne bekannt, einem noch nicht alten und durchaus höchst anständigen Manne, der aber, wie ich aus seinen Mienen zu lesen glaube, kalt sein muß, wie Marmor, um nicht zu sagen, wie ein deutscher Doctor. Außerdem waren noch zwei Frauen und ein Fräulein, eine Enkelin Schiller's, da und nebst dem uns schon bekannten Fräulein Pappenheim und den Hausgenossen, einige Herren. Im Ganzen waren, wenn man die beiden Söhnchen der Frau Ottilie im Alter von 10—12 Jahren mitrechnete, deren einer den Namen des Großvaters führt und wie die Mutter sagte, seiner würdig zu werden verspricht, sechszehn Personen bei Tische.

Goethe kam Punkt drei Uhr in einem, wie mir schien, neueren Ueberrocke, aber von derselben Farbe, mit eniem weißeren Halstuche als zu Hause, sonst aber

wie dort gekleidet, und wie es schien, heiteren Humors. Die sämmtlichen Damen gingen ihm entgegen und er begrüßte jede mit einem Händedrucke und sprach lächelnd mit ihr. Die Reihe kam dann an uns. Goethe fragte seinen Sohn, ob er uns mit den anwesenden Gästen bekannt gemacht habe? und auf das Fräulein hinweisend, sagte er: „c'est la petite fille de notre Schiller.“ Ich weiß aber nicht, ob in gerader Linie und habe mir ihren Zunamen nicht gemerkt; ich weiß nur, daß sie anders heißt, und so muß sie wohl eine Enkelin von der Tochter her sein. Doch gestehe, daß das immerhin etwas bedeutet, eine Enkelin Schiller's im Hause Goethe's zu sehen.

Bei Tische saß Adam zwischen Goethe und Frau Ottilie; ich hatte von der einen Seite die angenehme Nachbarschaft der Frau Vogel, von der anderen die des Fräuleins Pappenheim. Das Gespräch war lebhaft, sowohl im allgemeinen als im besonderen. Meine schöne Nachbarin sagte mir leichthin, sie liebe die Polen sehr, deren einige sie an Curorten kennen gelernt hatte. „Ils ont quelque chose de poetique“, sagte sie, und schon daraus konnte man erraten, daß sie diesen Vorzug an ihren eigenen Landsleuten vermisse. Ich antwortete darauf, daß die Natur wie immer und überall freigebiger gegen die Damen, als gegen die Männer sei; denn ich sähe und fände hier nicht weniger bezaubernde Reize, als bei uns. Da hast Du ein Pröbchen unseres Gespräches, das ich selbstverständlich, ob gerne oder ungerne, nach beiden Seiten hinführen mußte und überdies mein Ohr so

viel möglich nach dem Sprechen Goethe's mit Adam hin richtete. Trotzdem konnte ich selten etwas erhaschen, außer wenn Goethe seine Stimme erhob, sei es, daß er zu Entfernteren sprach, sei es, daß er seine Worte an Alle richtete, wo dann auch Alle schweigend zuhörten. Und so erzählte er unter andern von den alten deutschen Stadtsoldaten, deren welche er in seiner Jugend in Straßburg kennen gelernt hatte, wie sie auf den Festungswällen Wache stehend, ihr Gewehr auf die Erde legten und selber Strümpfe strickten. Und er erzählte das so launig, daß es unmöglich war, dabei nicht zu lachen. Im Allgemeinen schien er heiteren und scherzhaften Humors zu sein, doch gab es auch Momente, in denen er sich gravitätischer äußerte. So entgegnete er Hrn. Vogel auf seine Behauptung, die Theorie müsse immer der Praxis vorangehen, mit Nachdruck, daß sie immer mit der Praxis zusammengehe, „denn es ist den Menschen unmöglich, körperlose Seelen zu schaffen". Hrn. Eckermann dagegen, der ihm gegenüber saß, wiederholte er Wort für Wort das, was er von Adam über die Volkslieder vernommen. Dieses Wiederholen fremder Worte muß seine Gewohnheit sein und das sicher um der Artigkeit willen. Denn als er nach dem Essen beim Caffee mit der Schale in den Händen neben mir stehend mich heiter auf deutsch fragte: „Nun, wie gefallen denn Ihnen unsere Damen?" und ich durch diesen Ton ermutigt, mich verneigend und lächelnd: „Paradiesischer Vogel, Excellenz!" zur Antwort gab, lachte Goethe laut auf und bewegte sich mit großen Schritten zu den Damen, um ihnen

diese Worte zu wiederholen. Frau Ottilie und die anderen sahen lächelnd nach mir herüber. Frau Rosa wurde purpurrot, aber ihr Blick beruhigte mich auf's schnellste, daß das nicht aus Zorn geschah. Später, als uns Hr. August eine Sammlung Büsten großer Männer und sein Mineralienkabinet zeigte und darin namentlich viele, sehr gut erhaltene versteinerte Zähne verschiedener Thiere, machte Adam die Bemerkung, daß kein vorsündflutlicher Dentist schönere besitzen konnte. Goethe gefiel dieser Scherz wie es schien so gut, daß er sich sogleich zu den Damen wendete, und es ihnen lächelnd wiederholte.

Vor sechs Uhr ging Goethe in seine Zimmer, die er oben bewohnt, und nahm von jedem mit einem „au revoir“ Abschied. Da sich inzwischen der Himmel sehr schön ausgeheitert hatte, machte Frau Ottilie den Vorschlag, sich etwas im Parke zu ergehen, und Frau Vogel den, sodann zu ihnen zum Thee zu kommen. Das fand keinen Widerspruch. Herr Vogel ging darauf nach einer Besprechung mit seiner Frau nach Hause, sicher, um Vorbereitungen zum Empfang der Gäste zu treffen; und wir zwei, Herr August und Frau Ottilie, Frau Vogel und Fräulein Pappenheim gingen in drei Paaren durch den Park, suchten alle schönen Punkte auf, ruhten auf Schiller's Bank aus und kamen bei starker Dämmerung zu Herrn Vogel. Hier erfuhr ich denn zuerst, daß Frau Rosa eine vollkommene Künstlerin auf dem Fortepiano sei und sicher nicht schlechter wenn nicht sogar besser als F. Miller singe, die wir in Warschau so sehr bewunderten. Bald

darauf kam auch der großherzogliche Kammersänger, Herr Moltke, und die Stimmen beider, sei es im Duette, sei es Solo entzückten uns den ganzen Abend hindurch. Hr. August gab ihr verschiedene Salongesänge und deutsche Volkslieder an, die sie theils aus dem Gedächtnisse, theils aus aufgelegten Noten sang. Im allgemeinen verfloß der ganze Tag so zauberhaft, daß er, obgleich wir vor Mitternacht nach Hause kamen, nur mit Nachsinnen, nicht aber mit Schreiben geendigt werden konnte. In ein paar Tagen sollen wir abreisen, ich habe aber einige Hoffnung, daß dieser Termin noch hinausgeschoben werde. In jedem Falle schreibe ich Dir noch von hier aus und trage, um mein Versprechen zu halten, diesen Brief jetzt gleich auf die Post; dann haben wir so viele Projecte für heute vor uns, daß ich bezweifle, ob die Zeit für alle ausreichen wird. Leb' denn wohl.

4. Odynier an Julian Korsak.

Weimar, 24. August 1829.

Nicht umsonst bin ich in der Hauptstadt der Poesie; ich schwimme hier wie ein Hecht im Meere und zwar in einem süßen, nicht gesalzenen Gewässers vollen herum. Ich bin bei Adam; sehe Goethe (täglich aus dem Parke von der Schillerbank, wie er in seinem Gärtchen herumgeht); betrete die Fußstapfen Schiller's, Wieland's, Herder's; lese ihre Poesieen mit Frau Rosa; höre ihre und Hummels Musik (mit dem wir, als mit einem schon seit Dresden her längst Bekann-

ten, täglich Besuche wechseln); ihren und des Kammersängers Moltke, der sie täglich besucht, Gesang; wir gehen insgesammt täglich nach der Vogelwiese, besuchen die Umgebungen der Stadt, und wenn wir nicht insgesammt irgendwo geladen sind oder nicht das Theater besuchen, dann bewundern wir Abends bei den Klängen der Musik oder des Gesanges aus dem Salon vom blumengeschmückten und dufterfüllten Balcon aus den gestirnten Himmel und danken ihm für das schönste Sommerwetter, das schon durch einige Tage anhält und einen solchen Einfluß auf Stimmung und Denken übt, daß sich bei jeder Wiederkehr desselben dem Herzen und Munde der Ausruf von Schiller's Posa mächtig entringt: „Das Leben ist doch schön!" Adam fühlt sicher dasselbe; denn obwohl er mir in der Rolle des Mentor mit Beschleunigung der Abreise droht, so sehe ich, daß er sich selber durchaus nicht damit beeilt; und so pflege ich ihm statt aller Opposition möglichst gleichgiltig zu antworten: „Ja, ja! gehe nur gleich von Frau Ottilie auch in meinem Namen Abschied nehmen, ich will indessen das Einpacken besorgen." Adam schaut mich dann an, schüttelt den Kopf, lächelt und läßt mich in Ruhe. Und ich zweifle keinen Augenblick, daß schließlich Frau Ottiliens (und in petto auch der meinige) Wille in Erfüllung geht und wir wenigstens bis über den 28. d. M., also über das achtzigste Geburtsfest Goethe's bleiben, das überaus feierlich begangen werden soll und wozu man von verschiedenen Seiten Deutschlands her Deputationen erwartet, und zwar von Universitäten, Theatern und verschiedenen wissenschaft-

lichen Corporationen. Unterdessen waren wir durch einige Tage die einzigen Gäste, was in Weimar sich selten ereignet, und das mußte gewiß auf das allgemeine Wohlwollen miteinwirken, das uns hier überall begegnet. Freilich bemühen auch wir uns nach Möglichkeit, es zu verdienen, indem wir beim schönen Geschlechte, dessen Urtheil in dieser Hinsicht überall maßgebend ist, den Anfang machen. Allen Damen, die wir kennen lernen, machen wir sogleich Visite und denken auf das sorgfältigste daran, daß wir unseren Hauptfürsprecherinnen, bei denen oder durch welche wir diese Bekanntschaften machen, keine Schande bereiten. Und so ist man überall artig und gastfreundlich gegen uns, und wir haben fortwährend Mühe, die Einladungen zu Abenden abzulehnen, außer wenn wir alle zusammen geladen werden. Sonst bewegen wir uns jeder in seiner Bahn; da aber der Abend bei den H. H. Vogel hygienisch schon um 10 Uhr zu Ende ist, so gehe ich von dort Adam bei den H. H. Goethe abholen, wo wir gewöhnlich bis Mitternacht bleiben. Fräulein Ulrike (die Schwester Frau Ottiliens) und Hr. August sind gegen mich sehr liebreich. Der letztere ist, je näher ich ihn kennen lerne, nicht blos, wie es mir anfangs schien, ein heiterer, scherzhafter bon vivant; er ist auch voll achtunggebietenden Verstandes, tieferen Fühlens und Strebens, nur daß sich das Alles bei ihm wie im Fluge und beinahe gegen seinen Willen andeutet, denn er wendet Alles sogleich in's Scherzhafte oder bemüht sich, den Eindruck durch einen Scherz zu verwischen. Gegen Adam hat er sehr viel Respect;

mais je crains votre ami, sagt er mir offen und zieht es vor, mit mir ungenirt sich in Schwänken gehen zu lassen. So holt er mich denn täglich Morgens zum Spazierengehen ab und ladet mich Nachmittags auf eine Cigarre zu sich. Und dann figurirt auch schon auf dem Tische eine Bouteille Rüdesheimer, den er gar sehr liebt, oder Liebfrauenmilch, und letztere wurde von ihm einmal mit besonderer Beziehung auf's Gesprächsthema gewählt. Und da er überdies ein großer Verehrer der Frau Rosa ist, so ist dies ein Band mehr für unser angenehmes Verhältniß. Neulich fand er bei mir die „Römischen Elegien" seines Vaters, die mir der Schneider, mein Bekannter von der Kegelbahn her, den ich schon einigemal theils als Visite, theils in Geschäften besuchte, geliehen hatte. Als er sie erblickte, verwunderte er sich außerordentlich, daß er sie nicht kenne; als er aber einige Blätter durchgesehen, begriff er leicht, warum sie ihm der Vater nicht zum Lesen gegeben, versprach aber lachend, ihn darüber zur Rede zu stellen. Adam riet ihm, das nicht zu thun, da es den Vater möglicherweise in Verlegenheit setzen könnte. Doch Hr. August war nicht dieser Ansicht, erzählte uns im Gegentheil lustig eine Menge noch nicht gar alter romanhafter Geschichtchen, indem er seine Rede ausdrücklich damit schloß: „qu'il est capable de s'amouracher encore aujourd'hui'.' Ich gedachte dabei sie recitirend der Verse Schillers, die ich in diesen Tagen gelesen und mir sie in's Polnische übersetzt hatte:

„Glaubt mir, es ist kein Märchen; — die Quelle der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt: wo? In der dichtenden Kunst.“

Adam seinerseits setzte lachend die Unterschiede zwischen gewöhnlicher und poetischer Verliebtheit auseinander. Die erstere, indem sie den Gegenstand zu erlangen trachtet, setzt sich der Lächerlichkeit aus, wenn ihre Kräfte und Bedingungen dazu nicht ausreichen; die andere, welche sich mit der Abspiegelung des Gegenstandes im Inneren begnügt, ist dagegen des Ihrigen so sicher, wie das Meer, wenn es die Sterne wiederspiegelt. Zuletzt bewies er ihm, daß auch er selber in dieser Hinsicht sichtlich die poetische Begabung vom Vater geerbt haben müsse, dem auch Hr. August durchaus nicht widersprach. Das häufigste Gesprächsthema zwischen ihm und Adam ist die ihnen gemeinsame Verehrung von Napoleon's Gedächtniß, dessen Porträts in den verschiedensten Gestalten das Cabinet Hrn. August's füllen, was denn auch zuweilen Veranlassung zum Disputiren mit Fr. Ottilie, als einer eifrigen deutschen Patriotin und großen Freundin der Engländer, gibt.

Doch die bisher angewöhnte Lebensweise, wenigstens unsere Ausschließlichkeit, hat heute leider ein Ende erhalten. Dafür machten wir eine neue und sehr interessante Bekanntschaft. Ehe ich Dir jedoch sage, wessen? muß ich Dir zuvor erzählen, — wie? denn es ist sehr ergötzlich und originell.

Heute nach dem Frühstück bei Vogel's vergaß ich irgendwie so sehr auf die Mittagsmahlstunde, daß,

als ich in's Hôtel zurückkehrte, der Oberkellner, unser großer Freund, mir beim Begegnen im Vorhause versicherte, daß zwar die table d'hôte beendigt sei, er aber doch meinen Antheil aufgehoben habe. Trotzdem vernahm ich vom Speisesaale her ein lauteres Gespräch als sonst, oder richtiger, eine einzelne Stimme, welche mit großem Eifer französisch perorirte. Beim Eintreten sah ich zwei neue Herren und ihnen gegenüber Adam an dem schon abgedeckten Tische sitzen und Caffee trinken. Der ältere von ihnen, etwa ein Vierziger, eine kleine Gestalt mit einem spanisch kurzzugeschnittenen Bärtchen und beinahe gelbem Teint; der andere hoch, brünett, mit großen brennenden Augen und langen, über den Nacken herabwallenden Haaren, in meinem Alter, sah wie ein deutscher Bursche aus. Und dieser sprach so laut, und die ersten Worte, die ich deutlich vernahm, waren: „Non, non! ce n'est pas le nom! Mik. Mis..Mik... Eh! qui est donc votre grand poète?" Adam sah mich bedeutsam an und schüttelte leicht das Haupt. Ich verstand das Zeichen, daß ich schweigen solle, und begriff erst aus seiner Antwort, um was es sich handle. Der Franzose, der sich vor dem Polen mit seiner Kenntniß der polnischen Literatur brüsten wollte, sprach über die „par Monsieur Chochko" (Chodźko) in Paris gerade veranstaltete Ausgabe der Werke des großen polnischen Dichters, dessen Namen er vergessen hatte. Adam, wieder auf der Grundlage des Epitheton „groß", suchte ihm einzureden, daß er von den bei Barbezat erschienenen Werken Krasicki's sprechen wolle, und erzählte dabei

dem älteren von den Verdiensten und dem Standpunkte dieses Dichters in unserer Literatur. Dem jüngeren Burschen merkte man seine Ungeduld an, wenigstens verbarg er seine Entrüstung darüber nicht, daß ein Pole den Namen seines „großen" Dichters nicht kenne. Ich erstickte beinahe vor Lachen und verzehrte schweigend meine Mahlzeit. Adam hatte unterdessen seinen Caffee ausgetrunken, und indem er sich bei den Herren empfahl, sagte er auf polnisch zu mir, daß er mich oben erwarten wolle. „Der Herr ist auch ein Pole?" wandte sich der erstere unwillig gewordene Franzose zu mir. Kennen auch Sie nicht den Namen des größten unter Ihren Dichtern." „Sie wollen sicher von Adam Mickiewicz sprechen?" sagte ich. „Oui, oui! C'est juste, c'est juste! C'est de lui, que je voulais parler", rief er freudig aus. — „Et c'est justement lui même, qui vient de sortir", entgegnete ich ruhig. Der Franzose nahm die Färbung einer rothen Rübe an und sprang wie angebrannt auf, indem er rief. „Ah! mon Dieu! c'est drôle c'est bien drôle! Mais c'est ça, c'est ça! J'ai son portrait dans un manteau, — comme ça!" und zeichnete mit den Händen, wie er wirklich auf dem in Paris nach dem Gemälde Valentin's (Wańkowicz) lithographirten Bilde in der Burka, „gelehnt an den Felsen Judaha", aussieht. Mir gefiel dieser Eifer des Franzosen, der dabei im Saale herumrannte, außerordentlich. Aber auch der ältere wurde gleichermaßen lebhaft, und an mich herantretend, stellte er sich mir vor: er heiße David d'Angers; sei ein Bildhauer und Mitglied

des Instituts; widme seinen Meißel und seine Arbeit ausschließlich den großen Männern seiner Zeit und sei in der Absicht nach Weimar gekommen, um eine Büste Goethe's zum machen. Zum Glücke erinnerte ich mich, irgend einmal von dem Monument des General Foy, das er gearbeitet hatte, gelesen oder gehört zu haben, was sich mir dadurch im Gedächtnisse befestigte, daß der Bildhauer ebenso hieß, wie der Maler, der einst Napoleon gemalt, um nicht des Psalmisten David zu erwähnen. David freute sich sichtlich darüber, daß sein Name auch bei uns bekannt sei und stellte mir dann seinen Begleiter als seinen Freund, den Dichter Victor Hugo vor. Sein eigentlicher Name ist Victor Pavie. Darauf erzählte ich ihnen so viel als möglich von Adam, und als ich mein Essen geendigt hatte, baten mich beide, ich möchte sie sogleich zu ihm führen. Adam ging rasch, eine Pfeife rauchend, im Zimmer auf und ab, was bei ihm immer ein Zeichen des in irgend eine Arbeit versenkten Geistes ist. David begann in sehr herzlicher und einnehmender Weise gleichsam zu entschuldigen, daß er sie so mystificirt habe; Victor dagegen brach ihm die Hand schüttelnd in seine gewöhnlichen Ausrufe aus. Adam erwiderte ebenso heiter und herzlich und zwischen ihm und David entwickelte sich bald ein lebhaftes Gespräch, in welchem Adam, wie das bei ihm häufig geschieht, aus einem kurz vorher noch Verdüsterten und Gleichgiltigen, plötzlich zu einem Riesen emporwuchs und einem Vulcan gleich Funken sprühte, wovon David so ergriffen und bezaubert wurde, daß

er ihm mit aufrichtiger Rührung zu wiederholtenmalen die Hand drückte und zuletzt um die Erlaubniß bat, son effigie in Medaillonform machen zu dürfen. Daraus und aus seinen Worten war zu entnehmen, daß er ein Mann voll glühenden Gefühles und besonders der Verherrlichung alles Erhabenen und Schönen ist. Er lebt mit allen Literaten und Künstlern in Paris im innigsten Vertrauen, und es ist ihm nicht der leiseste Handwerksneid, sondern im Gegentheil ein künstlerisches Mitgefühl für alle anzukennen. Das erinnerte mich an unsere lieben Jugendtage in Wilna, deren ich mich schon in Warschau entwöhnt hatte. Sein Begleiter, Hr. Victor, ein bloßer Declamator, voll kalter Flammen, traf unsere Herzen nicht sehr. Er erinnert etwas an unseren Gosławski, Eine Uebertreibung ist bei ihm in Allem, welche den geistigen Widerspruch provocirt, so, daß man ihm, wie der Lufthauch im Echo der Reime Gosławski's verkehrt entgegnen möchte. Beide machten schon heute Vormittags bei Goethe und Frau Ottilie Visite, und gerade als sie bei uns waren, brachte der Bediente ein Briefchen Fr. Ottilien's an Adam, worin wir zu einem officiellen Abende geladen wurden, zu welchem sie schon geladen waren und bei dem auch Papa erscheinen würde. So gehen wir denn in etwa einer Stunde insgesammt hin, und ich begann inzwischen diesen Brief an Dich, um ihn mit der Beschreibung des Abendes zu schließen.

Um 11 Uhr Nachts.

Der Abend ist zu Ende und wir kamen schon vor einer Stunde nach Hause. Gut, daß er nicht länger währte. Denn nur den Augen habe ich es zu verdanken, daß ich nicht durch die Ohren versteinerte, indem ich beständig einerlei, nämlich über Steine und Ziegeln, sprechen hörte, und das dem Bildhauer David und dem Architekten H. Coudray zu Gefallen, denen dieser Abend ausschließlich gehörte. Goethe, der nicht länger als eine Stunde blieb, stand fortwährend in der Mitte des Salons wie eine Bildsäule von Stein und die Herren standen um ihn herum wie eine Gruppe von Stein. Auch die Damen saßen unbeweglich, wie Galatheen im weiteren Kreise und sprachen nur stille untereinander. Und sie verloren durchaus nichts bei diesen verständigen Gesprächen über die Gesteine, welche von Büsten, Bildsäulen, Denkmälern zu Thürmen, Domen, Obelisken, Pyramiden und endlich bis zum Thurme Babel gerieten, über den Goethe sagte: „daß, wenn man ihn hätte endigen können, er nach allen Natur- und Kunstgesetzen hätte spitzig, das heißt, mit einem culminirenden Punkte abschließen müssen." Seine Hauptmitsprecher waren David und Adam; Hr. Coudray, ein stilles und bescheidenes Männchen, beantwortete nur Anfragen. David, lebhaft und belebt, ergriff häufig die Initiative; Adam weckte wieder von neuem meine Verwunderung über die Menge seiner Kenntnisse auch über diesen Gegenstand. Goethe schien dasselbe anzuerkennen; denn, als Adam unter Anderm über die in Amerika entdeckten Pyramiden und ihre

Aehnlichkeit mit den egyptischen sprach, und daraus die Folgerung zog, daß die Bildhauerei als die am meisten plastische Kunst am deutlichsten die Geistesentwickelung eines Volkes kennzeichne, hörte ihm Goethe mit großem Interesse zu und bemerkte nur, daß außer der Geistesentwickelung auch noch die Beschaffenheit des Materials, das den Künstlern zu Gebote steht, einen wesentlichen Einfluß auf den Charakter ihrer Schöpfungen üben müsse; wie denn z. B. die übermäßige Härte des egyptischen Granits ohne Zweifel mit Ursache sei, daß alle daraus verfertigten Bildsäulen stets die Hände am Leibe anliegen haben.

Doch will ich Dich nicht mit mehreren Citaten aus dem wie jener Granit kalten Gespräche quälen, das sich für mich öfter zu einer Sphinx gestaltete und inmitten dessen ich mich zuletzt wie ein gesteinigter Märtyrer fühlte, welcher schweigend und nur seufzend seinen Geist und seine Augen zu den Engeln wendet. In der That sahen auch sie mitleidig zu mir herüber; doch war eine Befreiung auf keine Art möglich. Goethe kam mir nur einmal näher und das, um David beim Lampenscheine das Modell irgend eines Monumentes aus den Römerzeiten zu zeigen, das noch heute irgendwo in Luxemburg zu sehen ist. Während des ganzen Abendes sprach Goethe nur ein einziges mal von etwas Anderem als von Steinen und zwar mit mir, indem er mich sehr freundlich fragte, wie ich mich in Weimar unterhalte und ob ich schon das Vogelschießen gesehen habe. Dabei ließ er sich herab, mir zu erzählen, daß man anderwärts mit dem Bogen schieße (was ich auch

ohne ihn gewußt hatte) und fügte hinzu: „il faut, que je vous fasse voir cela.“ Ich bin neugierig, auf welche Art, aber zu fragen wagte ich nicht. Herr August und Fr. Ottilie meinen, er sei gegen mich überaus freundlich und mir selber scheint es so. Denn heute z. B. richtete er an Hrn. Victor Pavie, der sich in einer ähnlichen Lage wie ich befindet, nicht ein einziges mal das Wort, sondern beantwortete seine — freilich unbedeutenden und kecken Anreden — trocken und mit einer Art Widerwillen. Die beste Folge des heutigen Abends ist aber die, daß wir nun definitiv zum Geburtstage Goethe's bleiben, der heute zum Empfange der erwarteten Gäste gänzlich in die Stadt übersiedelte und jeden Abend sichtbar sein wird. So sollen wir auch morgen mit ihm bei dem zu Ehren David's gegebenen Mittagsessen beisammen sein. Ich fürchte nur, daß ich wieder etwa wie ein Strauß werde Steine verschlucken müssen. Den Brief jedoch, obwohl er genug lange ist, behalte ich noch über morgen, um möglicherweise ein Postscriptum anzufügen. Und Du müßtest voll schwarzen Undankes sein, wenn Du nicht fühltest oder bekenntest, daß ich jedes Stückchen Goethe's mit Dir zu theilen mich beeile.

Postscriptum. — 25. August — Abends.

Ein prächtiger Indian mit Trüffeln auf dem heutigen Mittagstische, — beinahe wie ein Symbol der Gespräche Goethe's beim Essen. Auch der Gegenstand war danach. David, dabei möglicherweise nichts denkend, erhob oder berührte vielmehr die Frage der nationalen Sympathien und Antipathien, indem

er darlegte, welchen Einfluß die Dichtungen Byron's, Goethe's und Schiller's auf die gebildeten Classen in Frankreich hinsichtlich ihrer Anschauungen über die Engländer und Deutschen geübt hätten. Goethe sagte darauf freilich nichts derartiges, was das Blut und den Athem zum Stocken gebracht hätte, — was bei Adam's Reden häufig der Fall ist; aus allem aber, was er sprach, war ein so tiefer, durchgebildeter und klarer Geist zu spüren, daß man vom bloßen Anhören ganz bestimmt an Weisheit zunahm. Er wies nämlich nach, wie die angebornen Verschiedenheiten der Begriffe und Gefühle oder besser gesagt, der Weise zu begreifen und zu fühlen, welche sowohl ganzen Stämmen als einzelnen Menschen eigenthümlich und die Folge von Neigungen und Stolz oder verkehrten Ansichten oder leidenschaftlicher Ueberhebungen sind, sich mit der Zeit bei der blinden Menge zu unübersteiglichen Grenzen gestalten, welche die Menschheit so zertheilen, wie Gebirge oder Meere die Landschaften abgrenzen. Daraus gehe nun für die Höhergebildeten und Besseren die Pflicht hervor, ebenso mildernd und versöhnend auf die Beziehungen der Völker einzuwirken, wie die Schifffahrt zu erleichtern oder Wege über Gebirge zu bahnen. Der Freihandel der Begriffe und Gefühle steigere ebenso wie der Verkehr in Producten und Bodenerzeugnissen den Reichthum und das allgemeine Wohlsein der Menschheit. Daß das bisher nicht geschehen sei, liege an nichts anderem, als daran, daß die internationale Gemeinsamkeit keine festen moralischen Gesetze und Grundlagen habe, welche doch im Privatverkehre die

unzähligen individuellen Verschiedenheiten zu mildern und in ein mehr oder minder harmonisches Ganze zu verschmelzen vermögen. Goethe gab freilich nicht an, woher diese Grundlagen und Gesetze kommen sollen; — für mich aber war's klar, daß nirgends anders woher als aus dem Glauben, — dem Glauben an einen gemeinsamen Vater im Himmel und aus der Nächstenliebe auf Erden. Ich wunderte mich nur, daß Adam, der in diesem Gegenstande sicherer als irgend wer das Recht und die Macht gehabt hätte, darüber zu sprechen, sich durchaus seitwärts hielt und gar keinen Antheil am Gespräche nahm. So bemühte ich mich denn, ihn so gut als möglich zu vertreten, darüber leise mit meinen Tischnachbarinnen sprechend. Sie blieben aber stumm: Frau Ottilie auf der einen und Fräulein Pappenheim auf der andern Seite. Goethe saß mitten zwischen Adam und David und schon das stimmte zu Erwägungen, wie das Genie die Nationalitäten einige und einander annähere. Dabei hatte ich fortwährend jenen blinden Verehrer Adam's im Sinne, wie er mir einst dasselbe über ihn auseinandersetzte und dabei weinte.

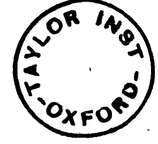
Aus diesem Gespräche entspann sich ein zweites, über die jetzige Lage der Welt und namentlich Europa's. Goethe meint, daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfange einer neuen Aera bestimmt scheine. Denn solche große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich

diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher, als im Herbste des Jahrhunderts, das ist. in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptete dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte oder zum Schlusse eines Jahrhundertes gekommen wären. Goethe wurde in demselben Jahre und zwar einige Monate nach der Erfindung der Blitzableiter geboren. Es ist schwer anzunehmen, daß er das sagend sich selber als einen großen Mann bezeichnen wollte; im Gegentheil muß man eher zugeben, daß ihm so etwas gar nicht in den Sinn kam. Ich benützte es jedoch, um Fräulein Pappenheim ins Ohr zu flüstern: daß jenes Jahr weiser, als Prometheus gewesen sei, denn zuerst habe es den Blitz entwaffnet, und dann erst den Strahl des Himmels zur Erde gebracht. Dem Fräulein Pappenheim gefiel das so, daß es zweimal: „Das ist schön", ausrief und es sogleich laut wiederholen wollte. Ich bat sie jedoch, es auf einen spätern Augenblick zu verlegen; — denn dann, ja dann allerdings! .. Hr. August sagte mir, daß mein „paradiesischer Vogel" ganz Weimar durchflogen habe und ein Beiname der Persönlichkeit geworden sei. Ich erfuhr notabene dabei, daß man deutsch nicht paradiesischer Vogel, sondern Paradiesvogel zu sagen habe. Doch scheint jener grammatikalische Fehler meinem dictum ebensowenig wie jenes mir Schaden

gebracht zu haben. Schade nur, daß man dieses Vögelchen bei dem heutigen Mittagsessen ebensosehr vermißte, wie das vor Jahrhunderten bei einer ritterlichen Tafel hinsichtlich eines Pfauen in Federn mit den vergoldeten Federn der Fall gewesen wäre. So ging ich denn, nachdem Goethe sich entfernt hatte, sogleich nach der Ursache forschen, und verließ Adam so wie die übrige Gesellschaft, welche hauptsächlich um David sich concentrirte.

Gegen Abend ins Hôtel zurückgekehrt, traf ich ihn schon über der Anfertigung einer Silhouette Adam's, und morgen soll das Modelliren der Büste Goethe's beginnen. Schon aus den ersten Umrissen kann man erkennen, daß sie sehr ähnlich sein werde. Das Material dazu ist ein Stück einer roten, auf einer kupfernen Tafel aufgelegten Masse und das Werkzeug ein bloßer, von dem hinter dem Ofen zum Einheizen liegenden Holze abgebrochener Span. Ich traf sie bei der Fortsetzung des Mittagsgespräches an; denn David fordert von dem ihm Sitzenden nicht nur kein Schweigen, sondern will und begehrt zuletzt, daß er selber auf das Sitzen vergesse. Und ich muß Dir gestehen, daß mir Adam dabei größer als Goethe erschien. Dort der bloße Verstand, hier sowohl Verstand als Gefühl und beinahe prophetisches Schauen. Die Gedanken, welche Goethe aussprach, sind wie harte, glänzende, schon in der Münze kalt ausgeprägte Thaler, welche man bei sich tragen kann; die Gedanken Adam's fließen wie geschmolzenes Erz, das sich in Dein Inneres ergießt. Jetzt erst verstand ich, warum er bei Tische schwieg. Er dachte ge-

wiß das, was er jetzt sprach, wollte aber dort nicht sprechen, um nicht mit Goethe zu rivalisiren. David war entzückt, besonders als die Rede auf den Geist und den Beruf Frankreich's kam; obwohl er nicht mit allem, was Adam sagte, einverstanden war und nicht allen seinen Vorhersagungen Glauben schenken wollte. Zuletzt bat er Adam, ihm etwas von dem Seinigen in einer cursorischen Prosaübersetzung vorzulesen. Adam wählte den Farys und übersetzte wunderbar glatt und fließend, ja sogar in einer Art von Rhythmus. David hüpfte beinahe auf dem Sessel auf, und Victor brach nach seiner Art in Ausrufe aus. Als er geendigt hatte, frug David begierig, auf welche Weise er diese Schöpfung geschrieben habe. Diese Frage gefiel Adam sehr. Er erkannte darin, wie er selber sagt, das tiefe künstlerische Gefühl David's, welches aus der Beschaffenheit der Schöpfung intuitiv die Bedingungen errät, unter denen sie entstehen konnte und mußte. Er sagte darauf, er habe schon früher einige orientalische Dichtungen (Schanfary) in französischer Prosaübersetzung gelesen, ja daraus übersetzt. Dann habe er einmal, als er in Petersburg von einem Gastmahle ging, bei dem er sich heiter unterhalten, gesehen, wie ein Gewitter aufsteige. Er habe eine Droschke erwischt und zu eilen befohlen. Der Kutscher jagte das Pferd, wie es nur laufen mochte, und dieses Jagen, Gerassel, Windesbrausen, Donnergetöse, die Lust am Eilen und die Furcht vor einem Regengusse erweckten in ihm selber die Stimmungen des Farys, der ihm plötzlich in den Sinn kam. Und über Nacht war das Gedicht fertig. — David erzählte darauf,



daß, als er den Auftrag zum Monument des Generals Foy erhalten, er sich lange im Denken gequält habe und nicht die rechte Idee auffinden konnte. Er fuhr von Paris weg, um auf dem Lande frische Luft zu schöpfen, und einst in Gedanken herumgehend, sah er mechanisch zu den Wolken auf. Eine von ihnen war im raschen Gestaltenwandeln. Und David, die Andeutungen vorfühlend, stand wie versteinert stille und rief dann aufspringend: Heureka! — Im Laufe dieses Gespräches berührte mich sowohl die Aehnlichkeit als der Contrast. Die Wolke, — Nebel, Dunst, das Symbol der Vergänglichkeit, — gibt die Idee zum steinernen Monument; und wieder, ist das Grabmal nicht ein Symbol der menschlichen Vergänglichkeit? Als ich das David sagte, umarmte er und küßte mich, und Du hast daran ein Zeichen seiner Erregbarkeit und Lebhaftigkeit.

Während des ganzen heutigen Morgens bis zum Mittagsessen schleppte er uns mit sich durch alle Plätze, Gebäude und öffentlichen Anstalten Weimar's, die wir, anderweitig in Anspruch genommen, bisher keine Zeit zu sehen gehabt hatten. In der Bibliothek sahen wir die außerordentlich schöne Büste Schiller's von Dannecker, von kolossaler Größe und wie man sagt, so ähnlich wie ein Wassertropfen dem andern. Ruhe und ein mildes Nachdenken ist der hervortretende Charakter dieses Antlitzes. Der Contrast zu Goethe, in welchem Kraft und Stolz prävaliren, springt in die Augen: die Büste Goethe's, welche David machen will, wird dereinst gewiß neben ihr stehen, wie auch der Sarg Schiller's

seine Nachbarschaft in der Gruft erwartet, und wie ihre Namen in der Verehrung und Erinnerung der Menschen vereint sind, vielleicht enger, als sie selber während des Lebens.

Unterdessen führte uns Herr August, der uns heute Gesellschaft leistete, die Abwesenheit des Vaters benützend, in sein Gärtchen vor der Stadt. Es ist klein aber sehr gut gepflegt, und sein Gärtner ist Goethe selber. Wir beschlossen unsern Ausgang mit dem Besichtigen des Friedhofes, über den so viel zu sagen wäre, daß ich lieber nichts sage; denn schon ist es Zeit, der Einladung der Frau Gerstenberg für den Abend zu folgen, bei welchem unsere ganze Gesellschaft beisammen sein soll. Und ich will nicht früher die Feder ergreifen, als bis alle die Feste vorbei sind, auf welche sich ganz Weimar vorbereitet. Die Damen beeilen sich mit verschiedenen Arbeiten zum Angebinde des Gefeierten; die Schulen und wissenschaftlichen Institute studiren Glückwünsche ein, das Theater die Vorstellung des „Faust", welcher, natürlich abgekürzt, zum erstenmale auf öffentlicher Bühne erscheinen soll. In unserem Gasthause, beim „Elephanten" herrscht in Erwartung der gehofften Gäste eine ungewöhnliche Bewegung. „Die Engländer sind schon da", verkündigte uns heute der Kellner, und das gerade mit einem solchen Tone, wie man bei uns im Frühlinge proclamirt, daß die Störche schon angekommen seien. Wir werden sie gewiß an dem heutigen Abende sehen. Um mir aber die Versuchung zu neuen Postscripten abzuschneiden, siegle ich diesen Brief vor dem Weggehen zu und will ihn im Vorbeigehen den

schönen Händen der Frau Postmeisterin übergeben, da ihr Mann gewiß irgendwo beim Bier sitzt. Notabene, das Bier ist in Weimar sehr schmackhaft, und da es mir in den Sinn und die Feder geriet', so magst Du Dir, wenn Du willst, das so reimen:

Ich hab', so wie der Himmel ist der Erde nah' verbunden,
Beim Nektar meines Brief's Beginn, den Schluß beim Bier gefunden.

5. Odyniec an Julian Korsak.

Weimar, 1829, 27. August um Mitternacht.

Ich wollte, mochte und hoffte auch nicht, daß ich Dir noch vor dem Ablauf des morgigen Festes schriebe, und ergreife eigentlich auch nur die Feder, um Dir noch vor demselben zu schreiben. Denn ich habe Dir etwas so Interessantes zu berichten, daß ich nichts daneben stellen möchte, was Dein Interesse ebenso in Anspruch nehmen könnte. Weißt Du denn, was Adam eigentlich ist? — Ein Zauberer, nicht mehr, nicht minder; und das nicht um seiner Zauberlaute willen, sondern einfach wegen seiner Schwarzkünstlerstücke, mit denen er sich heute, wie irgend ein Pinetti, unversehens producirte. Ganz Weimar muß in diesem Augenblicke davon sprechen; denn obwohl es nach Mitternacht ist, so kann man, da der Abend bei Frau Ottilie kaum geendigt hat, doch verbürgen, daß die Damen jetzt beim Auskleiden weitläufig über das sprechen werden, was sie an diesem Abende so mächtig in Anspruch nahm und in Verwunderung setzte. Aber warte ein bischen auf

den Bericht, denn er wird Dir nicht davonlaufen, und ich liebe die Ordnung.

Der heutige Abend bei Frau Ottilie war ein Ballabend, — der Polterabend des morgigen Festes. Die ganze Gesellschaft Weimar's und die von allen Seiten hergekommenen Gäste füllten die reichbeleuchteten Salons. Man sprach die Gratulationen noch nicht formell aus, man spürte sie aber in Allem. Alle Damen in glänzender Toilette, die Herren mit weißen Halsbinden, auf den Tischen große Bouquets, überall festliche Kleidung und Drappirung. Goethe war als Sonne und Idol des Festes der Centralpunkt, gegen den Alles gravitirte. Die Menge folgte ihm, bei seiner Annäherung verstummte das Gespräch und lauschte man nur auf seine Worte. Er betheilte damit, langsam den Salon umschreitend, wolwollend Alle. Mich oder vielmehr uns, denn man wußte nicht, auf wen es gezielt sei, traf eine räthselhafte sphinxartige Frage, deren Sinn ich mir bisher nicht auslegen kann. Ich sprach nämlich gerade mit Frau Rosa, als Goethe an uns heran trat und mit heiterem Lächeln fragte: „Nun, wie geht's im Paradies?" Ich geriet in Verwirrung, denn ich wußte nicht, was es zu bedeuten habe. War das eine Anspielung auf den Paradiesvogel? Oder darauf, daß ich einmal zu Herrn August gesagt, mir gehe es hier so gut wie im Paradiese? Oder erriet es der alte Seher selber? Oder endlich, — wie ich es später meiner Nachbarin verdolmetschte, — fragte er sie um Neuigkeiten aus jener Sphäre, in deren Himmelblau sie gekleidet war. Genug, ich antwortete nichts darauf,

und die Antwort ihrerseits war ein lebhaftes Erröten. Goethe lächelte noch bedeutsamer und mir die Hand reichend, sagte er: „Es ist schön, daß Sie uns geblieben." — „Wir danken dem Himmel", erwiederte ich, „daß uns dies Glück zu Theil wurde." Goethe nickte freundlich mit dem Kopfe und fragte meine Nachbarin, wie ihre Blumen gedeihen? indem er dabei erwähnte, daß er die seinigen im Gärtchen fremder Obhut übergeben mußte. — Ich hatte nicht Zeit, dem zu folgen, was er mit Anderen sprach, ich weiß nur von Adam, daß er ihm sehr artig dafür dankte, daß er noch diesen Tag hier geblieben sei. Trotz des wohlwollenden Sprechens und Lächelns konnte man aber unschwer erkennen, daß es nur eine angenommene Rolle sei, die er nur aus Zwang und des Anstandes wegen spielte. Auf seinem Statuengesichte war weder Bewegung noch Lebhaftigkeit zu gewahren. Auch seine Gegenwart wirkte durchaus nicht belebend. So lange er im Salon verweilte, bewegte sich das Gespräch wie in Fesseln; erst als er sich incognito auf seine Zimmer zurückzog, (das war etwa um 10 Uhr), wurde das Gemurmel allmälig lauter, bis zuletzt der ganze Salon davon erfüllt wurde. Die Gesellschaft schied sich in zwei Hälften. Die ernsteren Herren sammelten sich unten im Salon, die jüngeren blieben bei den Damen. Adam war unter diesen und leitete wie ein Chorführer das Gespräch. Neben ihm machten sich noch bemerkbar: der eben aus Berlin angekommene junge Dichter und dramatische Künstler Holtei, (der zuerst das Vaudeville auf die deutsche Bühne brachte), und unser Freund Herr Victor Pavie.

Holtei, wie zu sehen war, mit Allen bekannt und vertraut, dabei lebhaft und geistreich, hob und belebte die Heiterkeit sehr; was aber unsern Herrn Victor betrifft, so gefiel er, obwohl er am allerlautesten perorirte und sich auf's hohe Pferd setzte, zuletzt niemandem recht, am allerwenigsten der Frau Rosa, der er am häufigsten seine Augen und Complimente zuwendete. Heute früh las er uns bei ihr das Gedicht vor, welches er auf Goethe gemacht hatte. Es ist aufgebläht, prätentiös, voll Exclamationen, wie er selber und dabei vox, vox, praetereaque nihil. Nach dem Anhören desselben fühlten Alle so bescheiden, daß jeder dem andern den Vorrang beim Aussprechen eines Urtheils darüber lassen wollte. Als sich damit niemand beeilte, mußte es aus Artigkeit der Hausherr auf sich nehmen, und entledigte sich dessen höchst anständig. Ich erfuhr bei dieser Gelegenheit aus dem eigenen Munde der Hausfrau, daß sie die Franzosen und Engländer nicht leiden könne. Von den Letzteren waren an dem heutigen Abende bei Frau Ottilie drei Exemplare anwesend, welche aber ihr Old England so unglücklich repräsentirten, daß selbst sein Wappenspruch: „Hony soit, qui mal y pense“ sicher niemanden abgeschreckt hätte, sich in Gedanken an ihnen zu versündigen. Ja die Hausfrau selber, die doch wegen ihrer Eingenommenheit und Protection der Engländer bekannt ist, suchte vergeblich nach einem Schilde gegen die geschickten und recht boshaften Angriffe, welche Holtei gegen sie und ihr ganzes Volk unaufhörlich von allen Seiten her richtete. Es ist aber wunderbar, was diese jungen Engländer für Geschöpfe

sind. Alle, einer wie der andere, die ich noch gesehen, sind an Unbeholfenheit und Ungeschlachtheit Störchen oder Füllen ähnlich; die heutigen aber kann ich hinsichtlich ihrer Physiognomien und Bewegungen höchstens mit den Affen vergleichen. Es war zum Lachen, wie sie, nicht wissend, was sie mit ihrer Figur beginnen sollten, von einem Sessel auf den andern rückten, um sich den Damen zu nähern, welche von Zeit zu Zeit das Wort an sie richteten, wobei man deutlich gewahrte, daß es nicht aus Artigkeit oder Wohlwollen für sie, sondern mehr darum geschah, um ihnen ein Wort abzulocken und sie damit zu irgend einer Lächerlichkeit für die Unterhaltung der ganzen Gesellschaft zu verführen. Das währte denn ziemlich lange, bis zuletzt Adam, obwohl er nicht laut sprach, die Aufmerksamkeit Aller auf sich zog. Er rühmte sich nämlich gegen Frau Ottilie und die neben ihr sitzenden Damen, er besitze die Gabe, in den Gedanken Anderer zu lesen und ihre verborgensten Herzensgeheimnisse zu errathen. Dem widersprachen, versteht sich, Alle, worauf er sich erbot, sie davon thatsächlich zu überzeugen und folgende Probe proponirte: Jede Dame solle ihren Lieblingsring, den sie seit lange her und beständig trage, auf eine Tasse legen, und er wolle, ohne zu wissen, von welcher er komme, erraten, welcher er gehöre und was jede denke und fühle. Darüber allgemeines Gemurmel, Scherze und Lachen. Als er aber nicht wich und es zum Deponiren der Ringe kam, sichtliches Zaudern; und obwohl Alle voll Neugierde waren, bewog doch erst das Zureden Frau Ottilien's und noch mehr das Spötteln

der Herren, sie fürchteten die Entdeckung ihrer Geheimnisse, zuletzt einige, bei weitem nicht alle Damen, sich der Schwarzkünstlerprobe zu unterziehen. Adam blieb stille sitzen; als aber schon mehrere Ringe auf einem Porzellanteller lagen, mit dem Fräulein Ulrike Umgang gehalten hatte, stand er langsam mit einer wichtigen Miene auf, übernahm den Teller und ging zur Seite. Das Gespräch verstummte beinahe ganz, die älteren Herren kamen zu den Damen und es entstand eine Pause allgemeiner Erwartung, die mir, ich weiß nicht warum, unaussprechlich widerwärtig war. Ich weiß mir selber nicht zu sagen, ob es die Furcht vor einer Compromittirung Adam's, oder die Rolle, die er spielte, oder das ernste Aufnehmen dessen von Seiten der Anwesenden war, was er sicher nur im Scherze vorgegeben hatte. Er stand unterdessen entfernt von Allen, mit dem Gesicht gegen die Fenster gewendet und besah sich die Ringe bei einer Lampe. Das währte ungefähr zehn Minuten und das Schweigen wurde zuletzt allgemein. Auf einmal kehrte sich Adam schnell um und trat raschen Schrittes auf die Damen zu. Mich überlief es kalt, da ich eine eigenthümliche Veränderung auf seinem Antlitz bemerkte. Punkt für Punkt war's so, wie er sich einst in Wilna beim Improvisiren zu verändern pflegte. Dieselbe Marmorblässe, derselbe concentrirte Blick, der alles zu sehen scheint, obwohl er auf nichts schaut. Die Ueberraschung erkannte man an Allen. Ich hörte nicht, was er zu den entfernter sitzenden Damen sprach, denn seine Stimme war gedämpft, und er schwächte sie wohl absichtlich ab, um

nicht Geheimnisse zu verraten. Aus den Mienen derer, zu denen er sprach, ersah ich wie alle Anwesenden, daß seine Worte die Wahrheit enthielten. Frau Ottiie schaute, als er sich ihr näherte, zu ihm festen Blickes auf, unbeweglich, nur die Miene wechselnd. Als er sprach, lächelte sie und war sichtlich ergriffen. „Ach, ich fürchte ihn", sagte Frau Rosa zu mir, als sie ihren Ring in seiner Hand erblickte. Gleich darauf trat er zu ihr und sah sie einige Secunden durchdringend an. Die Arme wurde bleich wie ein Blatt Papier. In seinen Worten, soweit sie mir vernehmlich waren, war bei einem halbscherzhaften Tone und einem sehr feinen Complimente über die Frische und Lebhaftigkeit ihres Fühlens zugleich eine freundschaftlich ernste Warnung, sich durch dasselbe nicht zu sehr leiten zu lassen, enthalten, was sie so sehr erschütterte, daß ihr Thränen in's Auge traten. Zuletzt ging das Lob der Zauberkunde Adam's in seinem vollen Glanze auf. — „Es ist doch wunderbar!" hörte ich's von allen Seiten; und mir selber wurde es dabei so lieb und wohl zu Mute, daß ich Dir's nicht sagen kann. Das Gespräch wurde wieder laut, aber Ton und Haltung desselben blieb würdevoll bis an's Ende. Adam sprach ernsthaft über die Geheimnisse der Naturkräfte und des menschlichen Geistes, und David, der neben ihm stand, erzählte zur Bestätigung manche Begebenheiten aus dem Leben großer Männer und besonders Napoleon's, der an eine Geheimwelt glaubte. Als wir dann zusammen fortgingen, fragte er neugierig Adam, wie er das ange-

stellt habe? Dieser jedoch entwand sich artig und geschickt, indem er sich in allgemeinen Redensarten bewegte, jeder bestimmten Antwort. Und als wir dann allein waren und ich ihn mit derselben Frage drängte, suchte er mich zuerst mit Scherzen los zu werden, wies mich dann mit einem: „Du langweilst mich! laß' mich in Ruhe!" u. s. w., zurück. Als auch das nichts fruchtete, wollte er mich, wie es schien, erschrecken und plötzlich vor mir stehen bleibend, (denn er ging mit der brennenden Pfeife auf und ab), fixirte er mich mit forschendem Blicke und sagte dann mit einer erkennbar angenommenen Stimme: „Glaubst Du denn, daß ich nicht auch Dich bis in's Innerste durchschaue?" Ich erschrack aber nicht, sondern entgegnete lustig: „Durchschaue mich wie Du willst, nach der Länge und Breite, kreuz und quer, so wirst Du wenigstens gewahr werden, wie ich Dich liebe." Er fing an zu lachen und schloß mit seinem gewöhnlichen Haarstreichen das Ganze ab. Sein Geheimniß verriet er tandem nicht, und ich schäme mich nicht zu bekennen, daß es mir viel zu denken gibt. Versteht sich, nicht wegen der Zauberei, aber wegen einer gewissen magnetischen Kraft, welche ihm von Natur aus zuzukommen scheint, und welche sich bei ihm so oft und bei den verschiedensten Gelegenheiten bis zum Hellsehen steigert. Es bekräftigt mich nur in meiner alten, anderswoher geschöpften Ansicht, daß er nicht ein bloßer Kunstdichter, sodern vates et propheta und ein Mann der Vorsehung sei. Lebewohl!

6. Odyniec an Julian Korsak.

Weimar, 28. August 1829.

Auf! den Tag, der festlicher als alle Feste,
Goethe's achtzigsten Geburtstag grüß' auf's beste.

Mit dieser Paraphrase der Verse Trembecki's begrüßte ich heute zum guten Morgen Adam, als er sich regte und erwachte und zwar noch beim Lichte

Des goldenen Sonnenboten, ros'gen Morgensterns,

welcher lieblich in unser Fenster hineinschien nnd über den eines der besten heutigen Festgedichte sich dankbar so ausspricht:

Diese schöne Morgenröte
Hat einst unsern — ja, unsern Goethe,
An des Tages Licht gebracht.

Ich selber erwachte aber darum so frühe, weil die gestrige Zauberei Adam's, die rätselhafte Anrede Goethe's und andere Abendreminiscenzen sich so in ein Alpdrücken zusammenballten, daß ich dadurch die ganze Nacht gequält wurde, und nachdem ich einmal die Augen geöffnet hatte, sie nicht da capo zu schließen vermochte. Und kaum waren wir noch zur Hälfte angekleidet, so kam schon auch der ebenso halbangekleidete David, unser Nachbar, über den Gang herüber, um die Silhouette Adam's zu beendigen, und bald darauf Holtei, unser Wandnachbar. Schade, daß ich Dir das lange, mehr als zweistündige Gespräch nicht wiederholen kann, welches stenographirt, ein breites Bild der gegenwärtigen Literatur abgeben würde, vorzüglich aber

der europäischen Poesie und das vom interessantesten und lebensvollsten Standpunkte aus und zwar hinsichtlich der Persönlichkeiten, Charaktere, Verhältnisse, Standpunkte, Wirkungen der Schriftsteller, welche sich gegenwärtig an den verschiedensten Orten der Pflege der Literatur hingeben. Denn David kennt auf's genaueste alle in Paris, Holtei in ganz Deutschland, Adam hat auch eine Menge solcher Bekanntschaften und sicher kennt niemand besser als ich die beiden entgegengesetzten Heerlager bei uns, nämlich die der Classiker und Romantiker, aus deren Mitte ich mit so vielen in brüderlicher Freundschaft gelebt, mit so vielen ritterlich gefochten habe. Und dieser Kampf auf dem Felde der Literatur wird heute auch anderswo durchgefochten und zwar nicht blos in denselben Worten und Sprachen, sondern auch im Denken und der Schreibweise; genug, er währt noch. Ueberall strebt der Gehalt nach dem Vorrang vor der Form, die Wahrheit vor der Kunst. Ob aber die Wahrheit sich durchkämpfen, ob die Kunst blos einen Formenwechsel herbeiführen wird? Das kann nur die Zukunft entscheiden.

Weißt Du aber, welche Gestalt dieses heutige Morgengespräch in meiner Phantasie angenommen hat? Nun, ich sehe das Azurgewölbe des Himmels über die ganze Erde gespannt. Der Westen glüht noch im lebendigen Feuer und Glanz der, wenngleich schon erloschenen, Sonne, — das ist Byron. Der Osten im Schimmer des Morgensternes, — das ist Adam. Der Vollmond im Zenith seiner Bahn, — das ist Goethe.

Eine Dreiheit von Fixsternen erster Größe, — das ist Chateaubriand und Walter Scott oder Europa, Cooper oder Amerika. Eine Plejade aus Planeten, — das sind Manzoni, Moore, Beranger, Lamartine, Tieck, Tegner und Ursin. Ein neblig-flammender Comet, — das ist Puschkin. Die übrigen sind kleinere Sterne oder Sternchen, die sich entweder zu Constellationen gruppiren, oder wie Meteore aufblitzen, sinken und verlöschen.

Damit Du Dir aber nicht den Kopf zerbrichst, woher ich, der sich von den Sternen durchaus fernehält, diesen astronomischen Vergleich habe, so wisse, daß mir ihn eigentlich derjenige eingegeben hat, der durch seine Ankunft das Gespräch unterbrach. Es war nämlich Herr Quetelet, Director der Sternwarte in Brüssel, der eigens zur Geburtstagsfeier Goethe's gekommen war, und dem uns Goethe selber gestern Abends vorgestellt hatte. Auch er wohnt beim „Elephanten". Ob der gestrige Hokuspokus Adam's nicht die Hauptveranlassung dieses unerwarteten Besuches war, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen; denn um nicht von mir zu reden, der ich in keiner Hinsicht einen Anspruch darauf erheben könnte, wunderte sich Adam selber, was ihm diese Ehre verschafft, da er mit ihm nur einige Worte und das über gleichgiltige Dinge gesprochen hatte. Und er muß eine große Bedeutung in der Wissenschaft und gelehrten Welt haben, nach dem zu urtheilen, wie ihn Goethe mit großer Auszeichnung behandelte, und mit welcher zuvorkommenden Artigkeit sich Frau Ottilie gegen seine Gemalin

benahm, die schon dadurch, daß sie der einzige Gast aus dem schönen Geschlechte war, in der Damengesellschaft hervorragte. Ich weiß es nicht und kann es daher auch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob auch sie ihren Ring auf den Teller legte; höchst wahrscheinlich aber hat hat sie ihren Mann, um den Zauberer näher kennen zu lernen, ausgesendet. Sei dem wie ihm wolle. Adam, wie wenn er (woran er übrigens sicher nicht dachte) hätte in seiner Rolle bleiben wollen, erwähnte aus Veranlassung von Goethe's Geburtstage des Horoskopes, welches sich Goethe, wie er schreibt, aus dem wechselseitigen Stande der Planeten am Tage und im Augenblicke seiner Geburt, selbst zusammenstellte, zu welchem Zwecke er die gleichzeitigen astronomischen Beobachtungen auf's gründlichste durchforschte. Daraus entspann sich ein Gespräch über Astrologie, dessen Inhalt erwähnenswert ist.

Hr. Quetelet nannte die Astrologie eine Pflegerin der Astronomie gerade so, wie die Alchemie des Mittelalters eine Mutter der heutigen Chemie war. Daraus schöpfte und entwickelte Adam wunderschön den Gedanken: wie alle wichtigsten Entdeckungen, welche der Welt zudem auch den meisten materiellen Gewinn brachten, meist durch Zufall auf dem Wege höheren Forschens und geistigen Anstrebens gemacht wurden. So suchte z. B. die Astrologie am Himmel die Rätsel des Schicksals zu lösen, wie die Alchemie auf der Erde nach dem „Stein der Weisen", für den das Gold ein bloßes Symbol war. Und so habe die Chemie in vielfacher Hinsicht das der Welt verschafft, wonach ihre

Vorgängerin vergeblich getrachtet habe; sie habe nämich das Geheimniß gefunden, — wenn auch nicht Gold zu machen, so doch — den Reichthum und Wohlstand der Völker durch Vervollkommnung der Industrie zu steigern; wozu dann auch von ihrer Seite die Astronomie durch Erleichterung der Schiffahrt und des Handels sehr viel beigetragen habe. Columbus habe nur einen kürzeren Weg nach Ostindien gesucht zu dem Zwecke, um mittelst der dorther erwarteten Reichthümer das Grab des Erlösers von den Ungläubigen zu befreien und habe unverhofft eine neue Welt gefunden.

Als so die Poesie und die Astronomie nacheinander waren über die Bühne geführt worden, trat wie um die Harmonie zwischen beiden herzustellen, der Meister der Harmonien Hummel herein, und brachte auch noch einen Dichter, Hrn. Riemer mit, den wir ebenfalls gestern kennen gelernt hatten. Wir hatten bisher nichts von ihm vernommen; doch sagte mir Holtei, daß er vortreffliche Verse mache und am deutschen Parnaß durchaus nicht die letzte Stelle einnehme. Er kann ungefähr 50 Jahre alt sein und ist im Gespräche sehr angenehm. Er und Hummel waren schon auf dem Wege zu Goethe, welcher nach dem Empfange der officiellen Visiten und Gratulationen seine Gäste speciell um die Mittagszeit empfangen wollte. Und da es schon Zeit war, dauerte ihre Visite nicht lange und mahnte die Bewohner „vom Elephanten“ zum Aufbruche. Unterdessen aber, da in unserem Appartement (d. h. einem Zimmer mit zwei Betten) im Ganzen fünf Sessel zu finden waren, mußte Adam beim Empfange der Gäste auf seinem Bette Platz nehmen und ich saß mit Hrn. Victor

auf dem meinigen. Doch gestehe, daß auch Sokrates hätte zufrieden sein können, wenn er sein Zimmerchen, sei es auch nicht mit intimen Freunden, so doch mit solchen Männern angefüllt gesehen hätte.

Es war schon nach halb ein Uhr, als wir, auf dem Wege eine Menge nach Ablegung ihrer Gratulationen Rückkehrender begegnend, an Goethe's Schwelle standen. Durch die angelweit offenstehende Vorhausthüre fielen die Sonnenstrahlen gerade auf das Wort Salve, welches in Mosaik auf dem Fußboden ausgelegt ist. — Sobald er uns eintreten sah, ging er aus dem ihn umgebenden Männerkreise auf uns zu, reichte uns die Hand und erwiederte auf unsere wenigen glückwünschenden Worte: „Je vous remercie, Monsieurs, je vous remercie sincerement.“ Darauf mischten wir uns in den Schwarm von Gästen beiderlei Geschlechtes, die den Salon in Goethe's eigenem Appartement füllten nnd sich darin umherbewegten. Auf einem Tische unterhalb des Spiegels lagen verschiedene Damenarbeiten und ein großer Stoß schriftlicher Gratulationen, Gedichte und Briefe, welche der Gefeierte heute erhalten hatte. Doch der Hauptgegenstand des Interesses und Gespräches war der Brief des König-Dichters, welcher namentlich bei den Damen von Hand zu Hand ging, und den mir erst Fr. Rosa freundlich zum Ueberlesen reichte. Er beginnt mit den Worten: „Herr Minister!“ erinnert an die für den Schreibenden denkwürdige Stunde, in welcher er selbst Goethe vor zwei Jahren besuchte; wünscht ihm hundert Jahre zu erleben und bittet ihn

als Angebinde eine mitfolgende Copie der neuentdeckten alterthümlichen Bildsäule, welche einen Sohn der Niobe vorstellen solle, anzunehmen. Er schließt mit der Bitte um Bezeichnung des Hauses, das Goethe in seiner Jugendzeit während seines Aufenthaltes in Rom, wohin auch der König zu reisen sich anschicke, bewohnte; „denn selbst die geringfügigsten Dinge, wenn sie auf große Männer Bezug haben, sind wichtig." Die Unterschrift: „Ihr bewundernder Ludwig."

Die erwähnte Bildsäule stand mit einer Blumenguirlande geschmückt auf einem schönen Postamente in dem anstoßenden Büstensaale, gerade der offenen Salonthüre gegenüber, damit sie Alle von dort aus sehen könnten. Doch begnügte sich niemand damit, sondern Alle gingen der Reihe nach, sie in der Nähe besehen. David und uns mit ihm führte Goethe selber hin, entzückt von der harmonischen Schönheit der Einzelnheiten und des Ganzen. Später sah ich von weitem, wie er allein wieder hinzutrat, sie mit Aufmerksamkeit betrachtete und dabei die Hände und Finger bewegte, als wenn er mit jemandem spräche. Im allgemeinen war heute bei ihm unvergleichlich mehr Leben und Gefühl zu gewahren, als gestern; und wer weiß, ob ihn diese todte Bildsäule, sei es als ein Werk der Kunst, sei es als ein Geschenk aus königlicher Hand, nicht mehr als die lebendigen Gäste belebte.

Vor Zwei gingen wir mit David gerade die letzten fort. Nur einige Damen blieben; andere gingen sich umkleiden. Denn der gefeierte Papa speiste heute mit lauter Damen bei Fr. Ottilie und nur die schön-

sten neben den angesehensten in Weimar gelangten, wie es heißt, zu dieser Ehre. Alle Männer dagegen, welche sich an dem heutigen Feste betheiligten, verfügten sich ohne Ausnahme vor drei Uhr zu dem im Hôtel „zum Erbprinzen" subscribirten Mittagsmale. Nur die Ausländer als Gäste der Deutschen, d. h. David, Quetelet, Hr. Victor und wir waren gratis, auf Kosten der freundlichen Bewohner Weimar's geladen.

Der Speisesaal war nicht übermäßig groß; der Tisch und die Wände mit Blumen- und Lorbeer-Guirlanden geschmückt; der Anwesenden mochten mehr als vierzig sein. Wie aber soll ich Dir das beschreiben, was den Hauptcharakter und unaussprechlichen Zauber dieser Malzeit bildete; dieses Erfülltsein Aller von einem Gefühle, die Einigung in einem Gedanken bei völliger Vergessenheit des Selbst. Alles hielt hier, wie mir scheint, die Mitte zwischen einem Vergnügen und einem feierlichen Feste, wie bei einer freudigen religiösen Familienfeier, ein. Alle anderen, wenn auch großartigeren und zahlreicheren Malzeiten, als die, an welcher ich heute theilnahm, können höchstens zum Beweise dienen, wie die scheinbar ähnlichsten Dinge, wie z. B. Malzeit und Malzeit, von einander so verschieden sein können, wie der Himmel von der Erde, und wie der Mensch nicht vom bloßen Brote, sondern noch mehr vom Geiste und Worte gesättigt und belebt wird. So begann denn auch die heutige Malzeit mit dem Worte, nämlich mit der Ansprache des Kanzlers Müller, welcher als Leiter des Festes Zweck und Bedeutung desselben auseinandersetzte. Darauf kamen

der Reihe nach, nach jedem Gange: Lieder mit Musikbegleitung, Lesung von Adressen und Gedichten, welche von den Abgesandten aus den verschiedensten Orten Deutschlands heute Morgens dem Gefeierten waren dargebracht worden. Unter anderem las der Abgesandte von der Universität Bonn ein Gedicht des dortigen Professors, des berühmten Wilhelm Schlegel; von den Liedern schien mir das von meinem Tischnachbar Holtei verfaßte und gesungene das beste zu sein und erweckte auch ein allgemeines Mitgefühl. Er selber war so gerührt, daß er das Schluchzen kaum zurückhalten konnte, und diese Rührung ward eine allgemeine. Hr. August, zu welchem sich alle Sprecher und Sänger als zu dem Repräsentanten seines Vaters wendeten, nahm Alles mit wahrhaft kindlicher Rührung auf und man hätte kein Herz haben müssen, wenn man die allgemeine Stimmung nicht getheilt hätte. Bei dem feierlichen Toaste sprachen Adam und David in der Eigenschaft als Ausländer einige Worte, welche dankbar aufgenommen wurden. Die Gläser kreisten häufig und die Malzeit, zuerst würdevoll und feierlich, wurde zuletzt lustig und lärmend. Noch vor dem Beginne der Tafel waren wir die Veranlassung einer allgemeinen Heiterkeit. Der Herr Kanzler als Hausherr theilte mir mit, daß eine Karte mit dem Namen, am Sessel befestigt, jedem der Gäste seinen Platz bezeichne. Um die uns bestimmten zwei kennen zu lernen, ging ich ein-, zweimal um den Tisch herum, fand aber zu meiner nicht geringen Verwunderung und Verlegenheit nirgends weder meinen noch Adam's Namen. Adam

war auch etwas betroffen, als ich es ihm sagte. Es blieb kein Rat, als an den Herrn Kanzler zu appelliren. Auch er war darüber verwundert und sah sich rings nach demjenigen um, dem das anvertraut war. Endlich zeigte sich's, daß statt unserer, für einen Deutschen sicher schwer zu schreibenden, Namen die Karten nur mit den Aufschriften: „Der Pole Nr. 1; der Pole Nr. 2", versehen waren, und so stand es auch in dem Verzeichniß, mit welchem der Gastwirt nach der Malzeit vor unserem Weggehen hereinkam, um das Geld von den Gästen für den Wein, den sich der eine oder andere noch besonders hatte geben lassen, einzucassiren. Wir waren, wie ich schon sagte, von jeder Zahlung frei, und es fiel uns nicht ein, daß man sich noch außer der Subscription bei Tische hätte Wein geben lassen können. Aber der Umstand mit den Karten war eben jene Veranlassung zum Lachen, und den Abend darauf nannten uns die Damen scherzweise nach der Nummer, nachdem sie vorher gefragt, wer der Herr Eins und der Herr Zwei wäre.

Dieser Abend, oder richtiger Ballrout, von dem zurückkehrend ich eben diesen Brief an Dich begann, wurde von einer der angesehensten Damen Weimars, Frau Melos gegeben und es erschienen dabei auch jene Schönheiten, welche mit dem Gefeierten zu Mittag gespeist hatten. Jene Malzeit soll sehr heiter gewesen sein und der Hausherr bei so vortrefflicher Stimmung, daß er allein, als der Repräsentant seines Geschlechtes, sie alle auf's geistreichste unterhielt und durch seine Artigkeit und Freundlichkeit entzückte. Der Abend war

sehr zahlreich besucht, glänzend und lebhaft, aber ohne besondere Begebenheiten. Nur wurden die Dichtungen und Lieder von Mittag vorgelesen, und Holtei, der nach seinem Geständniß, sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, sang noch auf Verlangen der Damen sein Lied und erhielt wiederholtes Beifallsklatschen. Den Toast auf das Wohl des Gefeierten, welcher im deutschen Nationalweine, einem vorzüglichen Rheinwein, ausgebracht wurde, übernahm in seiner Abwesenheit Frau Ottilie, zu welcher jeder mit seinem Becher herantrat. — Wir speisen morgen wieder bei ihr und zwar als Gesellschaft für Hrn. Quetelet, dem zu Ehren dieses Mittagsmal gegeben werden soll und zwar incognito, wie uns die Hausfrau selber ankündigte, d. h. es sollen nur die nächsten Hausfreunde und die Ausländer dabei sein. Für die deutschen Gäste, die Alle zum Essen zu laden eben so unmöglich, als eine Auswahl unter ihnen zu treffen ist, wird morgen wieder nach dem Faust eine grande soirée gegeben. Und was sagst Du Stubenhocker zu alle dem?

Neidest Du uns nicht, bei Wirthschaftssorgen jammernd,
Weimars Musen und poetische Gesellschaft,
Die wie durch Ovid's Metamorphosenwunder
Poesie aus Prosa uns im Innern schaffen?
Sitzest wohl im Pelz am Ofen mit der Pfeife,
Schlummerst manchmal auf gut deutsch auch ohne Deutsche,
Und beziehest gern auf uns Krasicki's Worte:
„Reisen ist zwar gut, zu Hause bleiben besser!“
Sitz' gesund, schlaf' ruhig und schreib unverzüglich,
Wenn auch schläfrig, gähnend, wie ich selber,
Und es soll wie eine Tabaksprise jeder
Meiner Briefe Dir die Schläfrigkeit verscheuchen.

7. Odyniec an Julian Korsak.

Weimar, 29. August 1829.

Ich kannte einen Herrn, der, wenn er Arbeit vor sich hatte, oder von ihr gedrängt wurde und fühlte, daß es seine Kräfte übersteige, zuvor seinen Kopf in ein Tuch einband und sich schlafen legte. Er that das, wie er sagte, um seine durch die Masse erschreckten Sinne zur Ruhe zu bringen und dann der Reihe nach seine Arbeiten zu erledigen. Wenn jemals, so sollte ich heute, falls ich gescheut wäre, diesem Beispiele folgen, nicht darum, weil mich der Schlaf quält, und irgendwo „beim Elephanten" der Hahn kräht, sondern weil der Gegenstand, über den ich schreiben will, so sehr meine Kräfte übersteigt, daß ich selben kaum nach jener Methode anzugreifen mich traue. Denn dieser Gegenstand ist Goethe. Und er steht heute über mir, wie der Koloß von Rhodus, mit einem Fuße auf der Wahrheit, (wie er sein Leben in seinen Memoiren wirklich so nennt), mit dem andern auf der Poesie, d. h. auf seinen Werken und meine armen Gedanken wogen und wirbeln wie windbewegte Wellen um seine Fersen, ohne daß ich ihn in mir klar feststellen oder auch nur völlig aufnehmen könnte. So viel Neues erfuhr ich heute Morgens über ihn von Holtei, so vielerlei Gedanken drängen sich in meinem Kopfe nach der heutigen Vorstellung des Faust; und das Alles wird gebunden und geeinigt durch das, was ich aus seinem Munde vernahm, daß ich fühle, wie mich etwas von der Verehrung im allgemeinen gewaltsam zu seiner

Analyse fortdrängt, — obwohl ich mich, so viel als ich vermag, dagegen stemme und mir selber Vorwürfe über dieses Wagniß mache. Bisher schaute ich auf ihn nur als auf einen Dichter, einen Großmeister der Kunst, einen Herrscher im Verstandesreiche, und rief aus der Tiefe meiner Ueberzeugung kniend: „groß! groß! groß!“ Jetzt forsche ich im Dichter nach dem Seher; im Weisen nach der Idee und Wahrheit; im Menschen nach dem Gemüte und Geiste. Ich forsche nach dem, was ich in Adam erblicke und fühle; und so verdunkelt sich's vor dem Auge, ein solcher Schwindel und Wirbel erfaßt mein Haupt, daß ich — Gott bewahre! noch nicht endgiltig absprechend — mir nur immer die Frage stelle: warum fühle ich, daß ich in dieser Beziehung nicht mit vollem Gewissen dasselbe sagen kann, was ich zehnmal des Tages von Adam denke? Brennt denn, wie beim Koloß von Rhodus nur in seinem Kopfe jene Leuchte, welche seine Riesengröße ersichtlich macht, aber das Auge des Aufschauenden nicht höher leitet? Oder ist es nur eine irdische Laterne, zwar hoch über der Erde schwebend, aber doch keine von oben herabschwebende Erleuchtung? Ich kann mir das selber noch nicht mit Bestimmtheit beantworten, und spreche mich auch darum nicht gegen Dich so aus. Ich will Dir nicht den Sauerteig meines Denkens mittheilen, da ich nicht sicher weiß, was sich daraus zuletzt abklären wird. Aber ich muß Dir alles erzählen, wodurch diese Gährung heute in mir geweckt wurde, der Eindruck, den es auf Dich machen wird und über den mir zu schreiben Du nicht vergessen darfst, wird

bei mir zu Hefen oder Hopfen werden, d. h. wird mittelst Deiner Brauerei den Abgang des Bieres oder reinen Spiritus befördern. Denn Adam will mir wie zum Possen in dieser Hinsicht nicht behilflich sein; er sagt weder ja noch nein. Und schon der Faust muß ihm, wie ich heute sah, manche Nuß zum Aufknacken geben. Denn kaum waren wir aus dem Theater draußen, so fragte ich ihn gleich: „Was nun?" Er hörte es aber nicht oder wollte es nicht hören, — genug, er sagte kein Wort. Ich konnte mich aber nicht halten und begann mich auszusprechen. Auf dem ganzen Wege vom Theater zur Soirée hörte er zwar zu, blieb aber stumm, wie eine Mauer. Das verwirrte mich ein wenig und kühlte meinen Eifer ab. Und als ihn Goethe fragte, welchen Eindruck er vom Faust auf der Bühne, für die er doch nicht geschrieben wurde, erhalten habe, erging er sich zwar über die einzelnen Scenen, erwähnte aber des Ganzen mit keinem Worte. Und Goethe mochte darüber wohl betroffen sein; denn er sah ihn mit durchdringendem Blicke an, als erwarte er noch etwas und fragte nicht weiter. Auch mich haben einzelne Scenen ungemein interessirt. So lachte ich zum Bersten über die Liebeleien zwischen Mephistopheles und Martha; und die Scene Faust's mit Gretchen im Kerker erschütterte mich so sehr, daß ich trotz alles Schämens und mächtigen Bemühens (ich war nämlich in der Loge bei den Hrn. Vogel) nicht im Stande war, nicht nur die Thränen, sondern was noch schlimmer war, ein lautes Schluchzen zurückzuhalten, was sich mir zum Aerger ge-

waltsam aus der Brust vordrängte. Frau Rosa hatte nichts Angelegentlicheres, als es bei der Soirée Goethe sogleich zu erzählen, was mir ein solches dankbares Anblicken und Lächeln und zuletzt ein Gespräch (zwar nicht über den Faust, sondern über das Klima bei uns und in Italien, über den Einfluß, den das Klima auf ihn einst übte und auf jeden Ankömmling aus dem Norden üben muß) verschaffte, dessen Freundlichkeit und Güte nicht wenig zu der gegenwärtigen Gährung meines Denkens beiträgt. Ich fühle nämlich in meinem Herzen eine besondere Dankbarkeit gegen ihn und zürne doch über Faust wegen Gretchens und über ihn wegen Faust, daß ich ihn nicht so lieben kann, wie ich möchte und ihn sogar noch gestern liebte.

Doch will ich zum Specialberichte über den heutigen Tag übergehen, den ich Dir schon oben zusagte.

Kaum waren wir angekleidet, so kam auch schon David, um die Silhouette vollends fertig zu machen und unmittelbar hinter ihm ein kleines Männchen mit einem großen spanischen Rohre, der Adam ein Billet einhändigte. Adam überlas es und wurde ganz rot. Ich dachte mir gleich, daß aus Freude; denn es war ein eigenhändiges Briefchen Goethe's, in welchem er ihn bittet, er möge dem überbringenden Maler sein Portrait zu malen erlauben: „Da er, — es sind das Worte des Briefes — einen so interessanten Gast in seiner Sammlung haben möchte.“ Und diese sei sehr zahlreich, sagte der Maler. David meinte, sie könnten gleichzeitig beide und zwar jeder das Seinige arbeiten. Sie sezten dann Adam auf einen Sessel wie eine

Braut zum Frisiren zurecht, setzten sich selber zu einem Tischchen gegenüber, und der eine klebte, der andere zeichnete. Als ich das sah, kam mir der Einfall, den ich, weil ich mich ihn laut polnisch auszusprechen nicht getraute, auf ein Blättchen schrieb und auf das Tischchen vor ihm hinlegte. Es sind folgende vier Verse, eine Umschreibung der seinigen an H. Joachim:

Deine Physis reiset nun jenseits der polnischen Schranken
Zu der Teutonen Gelehrten und zu den geistreicheren Franken,
Und wie freudig darüber die Bruderherzen Dich preisen,
Mag Dir, wenn auch privatim, meine Freude beweisen.

Er überlas es, ohne es in die Hand zu nehmen und legte lachend den Finger auf den Mund. Um die Künstler nicht zu stören, ging ich hierauf zu Holtei. Hier sprachen wir mit Holtei von Hrn. August, dessen intimer Freund er zu sein versichert. Er bestätigte meine Ansicht, daß er ein höchst verständiger und gelehrter Mann sei. Holtei fügte hinzu, daß er eine ungewöhnliche Befähigung und Neigung zu Poesie hätte, wenn er es nicht wie den Tod fürchtete, daß man ihn mit seinem Vater vergleiche und mit seinem Maßstabe messe, dessen Größe er fühlt und anerkennt; und so übernehme er excentrisch lieber den völlig entgegengesetzten Anschein. Doch nicht blos in dieser Hinsicht sei es, wie sich Holtei ausdrückte, für ihn ein Unglück, der Sohn dieses Vaters zu sein. Sein despotischer Einfluß und Charakter hätte in den wichtigsten Lebensepochen die Selbständigkeit des Sohnes paralysirt. In seiner frühesten Jugend habe Hr. August eine junge und schöne Weimarerin geliebt, weil sie

aber bürgerlicher Abkunft war, hätte ihm der **Vater** nicht erlaubt, sie zu heiraten, und sie hätte sich, **wie** man sagt, in Folge dessen das Leben genommen. **Im** Jahre 1813, als während des **Kampfes** gegen **Napoleon** sich die gesammte deutsche Jugend um die **Fahnen** schaarte, wollte Hr. August dasselbe thun; aber **der** Vater, um den einzigen Sohn fürchtend, habe das **nicht** zugegeben, sondern ihm eine Civilanstellung und **das** ausdrückliche Verbot seines Taufpaten, des Großherzogs, erwirkt. Diese beiden Dinge hätten, wie Holtei sagt, einen nachhaltigen Einfluß auf das seitdem excentrische Benehmen Hrn. August's geübt, und namentlich letzteres erweckte in ihm jene übertriebene Verehrung Napoleon's, die er so offen zur Schau zu tragen liebt. Bei alledem sei er der beste Gemal seiner Frau, der anhänglichste und fügsamste Sohn seines Vaters, und dies so sehr, daß er ihm täglich eine Art Rechnung nicht bloß über sein Thun, sondern auch sein Fühlen und Denken legt. Frau Ottilie, für welche Holtei ebenfalls große Verehrung und Ergebenheit hegt, gehört dem angesehenen Adelsgeschlechte Pogwisch an, und ist von mütterlicher Seite die Enkelin einer Gräfin, deren Namen ich vergaß und die noch vor kurzem bis zu ihrem Tode in Weimar den Ton angab. H. August ist aber nicht, wie man uns in Warschau erzählte, der Sohn einer Köchin; im Gegentheil soll sich seine Mutter nicht bloß durch ihre Schönheit, sondern auch durch einen ungewöhnlichen, wenn auch nicht wissenschaftlich gebildeten Verstand ausgezeichnet haben; als Beweis dessen könne

gelten, daß Goethe, sonst wegen seiner Unbeständigkeit in der Liebe berühmt, ihr durch weit über zwanzig Jahre treu blieb und sich zuletzt mit ihr vermählte. Ihre Liebe und unbegrenzte Aufopferung habe ihr vonBöswilligen den Beinamen einer Magd eingetragen. Ihr Name war Christiane Vulpius, ihr Vater ein armer Gelehrter, ihr Bruder der Verfasser der bekannten Räubergeschichte: „Rinaldo Rinaldini", welche uns während unserer Schulzeit so sehr entzückte. Sie selbst, wie mir Holtei sagte, ist die eigentliche Heldin jener römischen Elegien, welche Hr. August bei mir zum erstenmale sah, und jetzt erst begreife ich, warum sie ihm weder der Vater noch sonst wer in Weimar zu lesen gab. — Alles das gefiel mir nicht, und ein Vergleich mit der Liebe Gustav's in den „Dziady" und noch mehr einer mit ihrem Autor senkte die Wagschale meiner Ansichten über das Ideal eines Dichter-Menschen wenigstens nicht auf die Seite des Liebhabers Christianen's und des Autors der römischen Elegien.

Dieser rein psychische Eindruck wurde bei mir noch durch den rein plastischen bekräftigt, nämlich durch den Vergleich der fertigen Silhouette Adam's mit der ihrer Vollendung nahen Kolossalbüste Goethe's, welche David uns vor allen Andern, als er zum Essen ging, zeigte. Er macht sie nämlich in einem Zimmer Goethe's, zu dem er den Schlüssel hat. Die Aehnlichkeit ist treffend, und die rote, noch nicht ganz geglättete Masse läßt die Umrisse und den allgemeinen Charakter der Physiognomie scharf hervortreten. Es

braucht nur der Adler hinzugefügt zu werden und man hat das Bild eines Jupiter, Perkunos, Odin, genug irgend einer heidnischen Gottheit vor sich; eine solche Majestät auf der Stirne, aber zugleich Kälte und Strenge auf dem Antlitze, das durch keinerlei Bewegung, selbst nicht durch jenes ironische Lächeln belebt wird, welches sie bei dem lebendigen Originale etwas abmildert und erwärmt. Nun schaue aber auf die Silhouette Adam's, welche ebenfalls so ähnlich ist, wie ein Tropfen Wasser dem andern! Wenn David einmal den Genius der modernen Poesie bilden wollte, — nicht den Apollo — so brauchte er das Modell dazu nicht über den Wolken zu suchen. Er dürfte ihm nur eine Fackel oder Laute in die Hand geben und die Züge wie der Ausdruck des Gesichtes könnte er ohne weiters der Silhouette entlehnen. In der That könnten auch einige Nuancen der Physiognomie Schiller's entnommen werden. Nur ist Adam jünger und schöner und wenn ihm etwas fehlt, so ist es jene ruhige, melancholische Lieblichkeit, welche aus den Tiefen von Schiller's Antlitz hervorscheint; dafür hat er etwas Erhabeneres, Beseelteres, was eigentlich so sehr zu ihm hinzieht. Das mag wohl daher kommen, daß man weder in seinen Zügen, noch in ihm selber bisher Spuren jener alltäglichen Erdensorgen gewahr wird, mit denen Schiller sein Leben lang zu kämpfen hatte und die sich zuletzt auch auf seinem Angesichte ausprägten. Und wer weiß, ob nicht auch die Raceverschiedenheit und der Einfluß anderer Gefühle und Ideen dazu beiträgt? Und auch in dieser Hinsicht

vergleiche ich, so wie bei der Malzeit, dann während des Faust, auch jetzt beständig in Gedanken Adam mit Goethe und das Resultat ist immer dasselbe.

Bei Tische bewegte sich das Gespräch, welches vorzugsweise von Goethe und Hrn. Quetelet unterhalten wurde, hauptsächlich, ja ausschließlich um die Naturwissenschaften. Er selber sagte, das sei für ihn das interessanteste Thema und sollte es auch für jeden denkenden Menschen sein; denn niemand könne es jemals völlig ergründen oder erschöpfen. „La nature a l'attrait et le charme de l'infini." — „Man muß consequent im Forschen sein und die Natur täuscht niemanden." — „Die Schätze der Natur sind verzauberte Schätze, welche kein Spaten, sondern das Wort blos legt." — „Wenn ich an alle die neuen Entdeckungen und Erfindungen denke, welche während meines Lebens gemacht wurden und welche ich langsam kennen lernte, bedauere ich die Jugend, welche das Alles in wenigen Jahren erlernen muß; freilich ist auch die Unterrichtsmethode eine bessere." — „Ich war öfters mit der Natur im Streite, mais j'ai fini toujours par lui demander pardon." „Wenn ich mit einem Menschen disputire, so bin ich niemals ganz sicher, wer von uns beiden Recht hat; mais en disputant avec la nature, je sais d'avance, que c'est elle, qui a raison." Da hast Du einige Aphorismen Goethe's, deren ich mich schnell erinnern kann. Und wenn Du etwa darüber betroffen wirst, daß in denselben immer nur der Natur Erwähnung geschieht, was sagst Du dann dazu, daß dies wenigstens zweihundert

mal der Fall war und das Wort Gott nicht ein einziges mal vorkam. Als wenn nur die Natur Alles in Allem, ihr Alpha und Omega, ihre eigene Schöpferin und Gottheit wäre. Das ist denn jener Pantheismus, den ich bisher Gottlob nur vom Hörensagen kannte und das aus dem Munde von Leuten, von denen ich überzeugt war, daß es nicht ihre Ueberzeugung war, ja daß sie das, was sie sprachen, nicht einmal recht verstanden, da die Anderen sie nicht verstehen konnten! Aber heute war's was Anderes! Alles was Goethe sprach und selbst das, was er nicht völlig aussprach, war klar. Und diese Klarheit, diese Winterheiterkeit hauchte mich mit einer solchen eisigen durchdringenden Kälte an, daß selbst die Strahlenblicke meiner schönen Tischnachbarin nur so im Herzen blinkten, wie das Sonnenlicht auf dem Schnee, den es nicht zu schmelzen vermag. Ich schaute neugierig zu Adam hinüber, um seine Gedanken aus dem Gesichte zu erraten; doch er saß düster da und schwieg. Ich wäre nur begierig zu wissen, ob er nicht an Oleszkiewicz dachte. Dabei gingen mir die Verse aus den „Dziady“ im Kopfe herum, wo Gustav ironisch spricht:

So gibt's nicht Geister und die Welt hat keine Seele?
Sie lebt zwar, doch nur wie ein nacktes Beingerippe?
Und soll man sie gar einer Riesenuhr vergleichen,
Die ihren Lauf vollbringt nach der Gewichte Zuge?

Oder sollte oder könnte ein Mann wie Goethe in der That weder fühlen noch glauben, daß es doch jemanden geben müsse, „der die Gewichte einhängte?“ Oder sollte das auf ihn passen:

Du schaust im Staub die Welt, in jedem Sternenflimmern,
Und kennst lebend'ge Wahrheit nicht, erblickst kein Wunder?

Ich dagegen beziehe auf mich vorzüglich das:

Gefühl und Glaube sprechen mächtiger zu mir,
Als eines Weisen Glas und Auge.

Und selbst eines solchen Weisen wie Goethe. Und darum, zu ihm und zu Adam gleichzeitig hinüberschauend, dankte ich Gott in meinen Gedanken, daß auch in dieser Hinsicht unser Prophet sich von dem deutschen Titanen unterscheide.

Und was soll ich Dir nun noch über den Faust sagen? Ich fürchte, Du möchtest von mir denken, ich wolle mit der Hacke auf die Sonne losgehen. Ich erinnere mich, wie oft wir in Bewunderung seiner überströmten. Wir lasen aber nur immer einzelne Scenen oder Stellen, und auch jetzt noch sage ich, daß, vom poetischen Standpunkte angeschaut, jede Scene unübertrefflich ist. Doch ist etwas wie vom heutigen Tischgespräche dabei. In allen einzelnen Gedanken und Behauptungen scheint man die Wahrheit zu fühlen. Nur daß ich, wie aus dem ganzen Verlaufe des Gespräches, so auch aus der Bühnenvorstellung des Faust zum erstenmale den Gesammtgedanken erkannte und erfaßte, — und das machte auf mich den unangenehmsten Eindruck; denn ich frage vor allem mich selber: Was ist das? Satire? Ironie? Verhöhnung? und wessen? Nur der deutschen Schulweisheit und leeren Burschikosität? Oder der ewigen Moralgesetze und Wahrheiten der ganzen Menschheit, ihrer Gefühle und Vorstellungen, ihrer Traditionen und Bestrebungen?



Denn Faust ist nicht blos eine Person, sondern das Symbol einer Idee. Diese Intention ist erkennbar, was ist aber seine Tendenz? Er suchte die Weisheit und geriet in die Verzweiflung; er suchte das Glück und geriet in das Verbrechen. Freilich führt dabei der Teufel den Reigen. Wo aber ist, — wenn auch nicht im Helden selbst, so doch in irgend eines Anderen Herzen oder Gewissen, — auch nur ein Gedanke, ein Gefühl, ein Wort von einem anderen Wege zu finden, auf welchem der nach Weisheit Strebende die Wahrheit und Ruhe finden könnte, auf welchem die Liebe zur Tugend und die Tugend dann zur Ruhe und zum Glücke führen möchte? Faust verschreibt dem Teufel seine Seele, wenn er ihm einen Augenblick verschafft, dessen Verweilen er herbeisehnen würde. Und wo ist auch nur eine Hindeutung, wo und wie ein solcher Augenblick gefunden werden könnte? was dem Herzen diese Befriedigung brächte? Warum warnt der Dichter den Zuschauer nirgends vor dem falschen Wege, auf welchem Faust wandelt? Du wirst sagen, daß jeder Zuschauer das von selbst gewahr werde, und daß eben darin die Vollkommenheit des Drama und seines Schöpfers liege. Einverstanden! Aber was soll der Zuschauer von dem Schöpfer des Drama selber denken? Was will er? Was denkt und glaubt er? Gibt es irgend einen andern Weg, oder gibt es keinen solchen für die Menschheit? Soll jeder Mensch wie Faust, soll die ganze Menschlichkeit wie Gretchen nur ein Spielball und Opfer des Teufels sein? Denn wenn der Teufel so offen wirksam ist, warum ist auch

nicht ein Schatten des Vorüberfluges, kein Flügelschlag ihres Schutzengels zu gewahren? Daß sie selbst in der Verzweiflung betet, das kann auch nur die Bedeutung haben, daß sie dem allgemeinen Vorurtheile huldigt, das sie zwar in gutem Glauben theilt, das ihr aber keine Kraft, keinen Schutz verleiht. Und in der letzten Scene, diese Stimme von oben, — man weiß nicht wessen? — welche auf den Triumphausruf Mephistos: „Sie ist gerichtet", mit Bestimmtheit entgegnet: „Sie ist gerettet", diese Stimme klingt so wunderbar, wie ein abgerissener Ton, der mit keinem vorangehenden verbunden ist, und von dem man nicht weiß, woher er stammt. Wer richtet sie denn? wer rettet sie? wenn weder eines Richters noch eines Erretters, von keinem Gerichte und Leben nach dem Tode im ganzen Stücke auch nur eine Erwähnung geschah? Und spricht es nicht Faust in seinem Gretchen abgelegten Credo ausdrücklichst aus, daß Gott nur ein Gefühl sei, das der Mensch aus der Natur schöpfen solle, und daß jeder Name, — daher auch jede Persönlichkeit — nur ein leerer Schall, ein schwarzer Rauch sei, der ihm das Himmelslicht umnachtet? Und dann, was bedeutet jene letzte Scene? ist sie nur ein Mittel für den Kunsteffect? oder ein letztes Wort des Rätsels, als welches dann das ganze Drama bestehen bleibt? Denn aus jener von oben rufenden Stimme kann man, wenn man will, eine ganze Reihe von Gedanken heraus hören, wie etwa: „Es gibt eine andere Welt und ein Gericht, Belohnung und Strafe, Unsterblichkeit und Ewigkeit. Darauf vergessend oder nicht achtend, aus Stolz nach

der Weisheit strebend, gerietst du in Verzweiflung und in die Macht des bösen Geistes. Darauf vergessend oder nicht achtend, suchtest im Sinnenrausche, gerietst du selber in's Verbrechen und zogst ein Wesen mit, welches aus Liebe dir, wie du niemandem, glaubte. Und siehe, es ist doch gerettet! Und wer war der Retter? Ihr Schmerz, ihre Reue, ihre Buße!" Alles das kann man in diese Stimme hineinlegen und aus ihr vernehmen. Hat denn aber auch der Dichter daran gedacht? Darauf wird uns vielleicht einmal der zweite Theil des Faust antworten, an welchem Goethe viele Jahre arbeitet, und in welchem er den letzten Ausdruck seiner moralischen und religiösen Ueberzeugungen deponiren will. Qui vivra, verra. Es ist aber zweifelhaft, ob ihm Mephistopheles, mit welchem am Schlusse des ersten Theiles Faust aus dem Gefängnisse verschwindet, und mit welchem er demgemäß auch den zweiten beginnen wird, — ob ihm der Teufel jenen Weg wird betreten lassen, auf welchen ihn Gretchens Beispiel hinweist? oder ob ihn der Bekenner der Natur nicht wird andere Wege auffinden lassen, auf welchen sein Bund mit dem Teufel gelöst werden könnte und er der Legende nach nicht völlig der Hölle verfiele. Unterdessen aber hat das Werk, wie es heute dasteht, obwohl ein Meisterwerk der Kunst, auf mich, ich wiederhole es, einen traurigen und unangenehmen Eindruck gemacht, und zwar namentlich darum, daß darin der getaufte Mensch nur durch den Teufel und seine Werke zu der Einsicht gelangt, es müsse doch auch einen Gott in der Welt geben; um nicht von

dem gedruckten Prologe zu sprechen, in welchem die Art der Einführung seiner Person und der Ton der Unterredung mit Mephisto beinahe an Lästerung anstreift. Das kann man im vorhinein beschwören, daß, wenn jemand bei uns einen Twardowski schreiben würde, er ihn anders auffassen möchte; oder wenn der Faust selber ursprünglich polnisch geschrieben wäre, so könnte man auch darauf einen Eid ablegen, daß er uns nicht so am Herzen läge, wie wir ihn heute auf das Lob der Deutschen hin gelesen oder ungelesen, preisen, — wobei wir mit dem Preisen unserer selbst beginnen. Das ist auch ganz natürlich. Wir beurtheilen ein fremdes Gewand anders als das eigene; hier achten wir nur darauf, wie es uns steht und ob es nicht drückt, dort interessirt uns der Schnitt und das Aussehen. Wenn wir zu einer deutschen Predigt gehen, wollen wir nicht die Glaubenslehre, sondern die Rede vernehmen. So ist denn auch der Faust für uns eine deutsche Predigt. Wir beziehen ihn nicht auf uns, aber wir bilden uns nach ihm. Und das mit Recht, denn wir erfüllen damit die Hauptbedingung für das Verständniß fremder Dichtung, wie es Goethe so wunderbar treffend sagt:

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

Ein Hauptgewinn des Reisens in der Fremde liegt ja, wie man sagt, darin, daß man die Heimat durch ihre Vergleichung mehr kennen, schätzen und lieben lernt. Ich reise also, wie Du siehst, nicht umsonst, denn schon heute habe ich Adam durch

den Vergleich mit Goethe mehr lieb gewonnen. Lebewohl.

Post-Scriptum. 30. August. 5 Uhr Früh.

Die ganze Nacht schloß ich kein Auge. Der Versucher des Faust und Tukaj lagerte sich auf mir und marterte mich gerade so wie ein Alp. Denn, nachdem wir uns niedergelegt hatten, löste sich endlich die Zunge Adam's über den Faust. Zuerst kamen die Worte nur tropfenweise, dann aber strömten sie in einem Zuge fort. Zweimal stand ich im Dunkeln auf, um ihm die Pfeife zu stopfen und anzuzünden und zwar, damit er sich durch's Aufstehen nicht die Stimmung verderbe und das Reden abbräche. Ueberhaupt habe ich schon öfter bemerkt, daß das Eingehen auf die Negationen, sei es der Menschen, sei es der Dinge, für ihn unerträglich sei. Er bricht zeitweise aus, donnert auf und beruhigt sich, oder verdüstert sich nur und schweigt. Es begann mit meinen Erwägungen. Adam widerlegt die Einwürfe von meinem Gesichtspunkte aus nicht; er entschuldigt nur Goethe, indem man bei ihm niemals jene aggressiven antireligiösen Tendenzen finde, welche bei anderen Schriftstellern des vorigen Jahrhundertes sich so sehr hervordrängen; es sei bei ihm nur eine Gleichgiltigkeit gegen die religiösen Grundlagen vorhanden. Also: nicht achtzehn, sondern zwanzig weniger zwei! Doch lassen wir das bei Seite! Ich bin nicht sein Beichtvater, und er mag sich selber verantworten.

Auf meine Frage, warum er nicht daran denke, einen „Twardowski" zu schreiben, antwortete mir

Adam lachend, daß er wirklich schon einigemale daran gedacht habe, besonders wenn er heiteren Humors gewesen sei. Denn wie zur Bestätigung meines gestrigen Nachdenkens müßte unser Twardowski nach seinem Plane zur Hälfte jovial sein, und wenn nicht er selber, doch die Dichtung über ihn. Die Jovialität könnte namentlich in der beständigen Besorgniß des Teufels um die Seele seines Mündels, die ihm jeden Augenblick entschlüpfen will, hervortreten, d. h. wenn er auch allen ihm vom Teufel gestellten Versuchungen unterliegt und überall Unheil stiftet, so ist er nur aus Leichtsinn, Uebermut, Phantasie dabei, und läßt sich trotz aller Bemühungen des Teufels nicht dahin bringen, daß er etwas aus Böswilligkeit, mit Bewußtsein und Liebe des Bösen thäte, selbst nicht um sich selber zu befriedigen. Er will nur das Eine: Die Macht zu allem haben, was ihm beliebt, und zwar ohne jede andere Berührung als das bloße Wollen, und nur darum verschreibt er sich dem Teufel. Dabei begegnet er bei jedem Schritte jemanden oder etwas, was ihn zum Guten hinzieht, und der Teufel muß alle Künste aufbieten, um ihn dann sogleich abwendig zu machen, was ihm auch unschwer gelingt. Die größten Sorgen bereitet ihm bei jenem seine reine und unerschütterliche Liebe der Mutter, obwohl er sie beständig ohne sein Wissen bis auf den Tod quält, und überhaupt die Polinen. Denn, wenn er auch von einer in die Versuchung geführt wird, so zeigt sich doch sogleich bei jeder irgend ein Punkt, der ihn auf die richtige Bahn hinüberleitet, so daß der Teufel, um sich nach dieser

Seite zu sichern, zuletzt eine Pariserin im Gefolge der Maria Louise herbringen muß. Doch auch an anderen Stellen findet sich dasselbe. So lange Twardowski tollt, beachtet er gar nichts; kaum erblickt er aber das angerichtete Unheil, ist auch schon die Zerknirschung und Reue da. Die Furcht vor der Härte seines Vaters, der ihm mit dem Kantschu entgegenkommt und die Strenge des Pater Regens, der ihn mit dem Teufel schreckt und wegen Possenreißerei aus dem Convicte jagt, bringt ihn zuerst auf den Gedanken, beim Teufel Hilfe zu suchen. Aus Uebermut unterzeichnet er die Verschreibung. Die Gottesfurcht bleibt aber stets seine Lebensgrundlage und da er es nicht wagt, ihm wie dem Vater offen vor die Augen zu treten und sich geradezu ihm zu nähern, wendet er sich in der Not insgeheim an die heiligste Jungfrau und den Reichthum ihrer mütterlichen Liebe. Und da er dabei Dichter ist, verspricht er einem Bettelmönche, dem seine Hunde bei einer Jagd aus Anstiftung des Teufels die Schafe erwürgt hatten, um ihn zu versöhnen, die Horen zu schreiben und kehrt, so oft ein besseres Gefühl in seinem Herzen aufgeht, zu dieser Beschäftigung zurück. Das ist dann die zweite Qual des Teufels. Die dritte bereitet ihm das öffentliche Leben vor. Twardowski thut alles, was ihm der Teufel eingibt, doch immer in der Ueberzeugung, daß das, was er wolle, immer das beste sei. Er schreit, tobt, verhindert und verdirbt alles gute, was die Verständigen verwirklichen wollen; kaum aber sieht er die schlimmen Folgen, so würde er sich auch augenblicklich durch den Schaden bekehren

lassen, wenn ihn der Teufel nicht sogleich wieder in Versuchung führen würde. Aber auch dem Teufel gehen zuletzt Einfälle und Geduld aus, und zwar um so mehr, je mehr er gewahr wird, daß Twardowski, anstatt mit der Zeit in Egoismus und Hochmut zu versinken, sich immer sichtlicher aus Einbildungen und Täuschungen ernüchtert und nur ihm gegenüber widerspenstiger wird. Er wartet daher nicht auf einen Augenblick des bösen Willens, sondern beschließt ihn aus dem Hinterhalte zu Grunde zu richten, ehe er sich ganz von seinem Leichtsinne befreit hat. Aber auch da verrechnet sich der Teufel. Twardowski erkennt den Hinterhalt, und bedient sich des Rechtes der Notwehr. Er ergreift ein Kind und schützt sich durch seine Unschuld. Zuletzt aber, um des Ehrenpunktes willen und um das gegebene verbum nobile zu halten, steigt er zu Pferde, um mit dem Teufel abzufahren; beendigt jedoch zuvor noch die Horen, welche er dem Bettelmönche zu schreiben auf Edelsmannswort versprochen hatte; in Folge alles dessen geht er aber nicht dem völligen Untergange entgegen, sondern, wie er zwischen Gutem und Bösem schwankte und weder zum absolut bösen Willen, noch zur völligen Bekehrung gelangte, so erwartet er in den Lüften hängend zwischen Leben und Tod, zwischen Himmel und Hölle das jüngste Gericht.

Das wäre denn der Hauptfaden, an welchem sich alle die verschiedenartigsten Bilder aus unseren Sitten und Lebenszuständen anreihen ließen. Dabei führte er mir einige Scenen aus unseren Kreistagen als rechte Teufelspossen vor, daß mir das Lachen Thränen ent-

lockte. Doch denkt er durchaus nicht an's Niederschreiben alles dessen, und gelangte zuletzt zu seiner Vergleichung mit Schiller's Wallenstein, der darum so vielerlei, ohne die Absicht es auszuführen, plant, damit er dadurch zum Gefühle seiner Macht gelange, wie er selber sagt:

Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen.

Als ich ihn fragte, warum er nicht wenigstens den Tukaj endige? fiel es ihm auf einmal ein, ich solle den Schluß dazu machen, zum Danke dafür, daß er den „Jüngling und das Mädchen" beendigt habe. Zuletzt arbeitete er sich so in diesen Gedanken hinein, daß auch ich ihn mir nach einigem jungfräulichen Sträuben zu Herzen nahm, und aus diesem Grunde konnte ich nicht einschlafen. Drei Prüfungen: Neugierde, Geiz, Furchtsamkeit, welche Tukaj in Folge jenes früheren Syllogismus vor seinen Freunden zu bestehen hat, gab er mir ihrem fertigen Inhalte nach an, um sie aber in Verse und in Einklang mit der Tonart der früheren Partien zu bringen, und was noch schlimmer ist, die letzte dazu zu dichten, von der Adam selber noch nichts wissen will. Es wirbelt mir das im Kopfe und betäubt mich wie ein Rauch, und ich habe nicht einmal Zeit, mich recht darin umzuschauen; denn Punkt halb sechs Uhr, d. h. in einer halben Stunde, sollen wir mit David und Hrn. Victor nach Jena, um das Schlachtfeld zu besichtigen. Doch auch die Stadt ist als der Sitz einer weltberühmten Universität sehenswert. Ihr Rector ist der Historiker Luden, den wir auch besuchen wollen. So

werden wir sicher den ganzen Tag dort bleiben; nach unserer Rückkehr erwartet uns wieder ein großer Abend bei H. H. Peucers, an welchem wir zum letztenmale die ganze angenehme Gesellschaft Weimar's, die uns so herzlich empfing und sich ebenso auch unseren Herzen einprägte, sehen und für immer von ihr Abschied nehmen werden. „Tout passe, helas!" wie Lamartine klagt und seufzt.

Doch wozu die eitle Klage?
Flüchtig wie der Wind ist's Leben;
Aber wie am Meer' der Himmel
Glänzt Vergangenheit im Herzen.
Mögen d'rum wie Sterne zahlreich
Helle Lebensstunden aufgeh'n,
Und so wie der Sterne Abglanz,
Durch die Welt die Bahnen weisen.

Von da beginnt dann übermorgen unsere Weltfahrt. Doch werde ich Dir noch schreiben. Unterdessen: Lebwohl.

8. Odyniec an Julian Korsak.

Weimar, 1829. 31. August, früh.

Erinnerst Du Dich noch des Ausrufes Kapka's in Fredro's: „Dichter und Menschenfeinde":

Verse, Verse! wie verderblich seid ihr mir geworden!

Und konnte ich glauben, daß ich einmal und aus demselben Grunde wie Kapka die Verse verfluchen, daß nämlich wie er, von der Liebe zu Versen, so ich gestern von Versen zur Beschämung gelangen würde.

In dem Augenblicke, als wir den Wagen besteigen sollten, kam mir plötzlich der erste Ton und Vers des Tukaj in den Sinn; ich fühlte das Durchströmen des elektrischen Funkens und spitzte die Ohren auf das Weitere. Da beginnt, wie um mich zu ärgern, Hr. Victor mit mir zu sprechen. Ich antwortete durch die Zähne brummend und fühlte, wie mich der Zorn packe und ich Unsinn rede. Da diese meine offenbare Zerstreutheit zu verschiedenen Vorwürfen und Scherzen David's, dem Adam nach seiner Art accompagnirte, Veranlassung gab, so begann ich mich tüchtig zu schämen. Ich mochte nicht sagen, was mir im Kopfe herumginge, um nicht noch lächerlicher zu werden und dabei schossen die Verse wie Pilze vor mir auf. Zum Glück fiel mir die Ausflucht ein, daß mir unwohl sei, und daß ich nicht auf dem Rücksitze bleiben könne, und so setzte ich mich zum Kutscher auf den Bock. Da kam ich aber vom Regen in die Traufe; denn als der Kutscher sah, daß ich schweige und dabei die Lippen bewege, hielt er mich offenbar für einen Narren und schaute immer wieder mit Verwunderung auf mich. Neue Beschämung und neue Lüge. Ich sagte, daß ich den Rosenkranz bete. Das beruhigte den Deutschen, und er sah nun freundlich zu mir herüber; dafür aber erwachten in mir Vorwürfe darüber, daß ich, obgleich es Sonntag war, auf's Beten ganz vergessen hatte. Das wollte ich denn gut machen; aber auch da dieselbe Versuchung. Die Verse schoben sich wie ein Zaun zwischen die Vaterunser. Ein wahres Teufelsstückchen! und das um so mehr, als vom Satan die Rede ist.

Ich bekreuze mich insgeheim unter dem Mantel, — aber auch das hilft nichts. Ich mache das Meine, der Teufel das Seine und ich gebe zuletzt das Spiel verloren. Denn als ich sah, daß sich Pegasus aufbäume, eilte ich zum Amen und ließ ihm die Zügel schießen. Er setzte nun wie man sagt tüchtig ein, und als wir in Jena einfuhren, war er auch am Ziele. Der dritte Theil des Tukaj hatte sein Ende erreicht, aber nicht meine Not mit den Versen. Wie sollte ich mir so viele merken und sie zu vergessen, wäre schade gewesen. Wenn man sich sie einmal laut oder wenigstens halblaut vordeclamiren könnte! Wie aber, wenn's jemand hörte? — So stahl ich mich denn, nachdem wir kaum ausgestiegen waren, auf die Gasse hinaus. Eine fremde Stadt, die Gasse leer, — es scheint, daß ich frei sei. Aber nein! Noch war ich nicht hundert Schritte gegangen, so waren auch drei Studenten vor mir. Sie halten an, sie sehen mich an, richtig so wie der Kutscher auf dem Bocke. Ich verstand, um was es gehe, und hätte mich lieber unter die Erde geborgen. Aber — bonne mine a mauvais jeu! und damit sie mich nicht etwa für einen Tollen halten, gehe ich gerade auf sie los und beginne, — verzeihen sie, meine Herren! — mit der Versicherung, daß ich ein Fremder sei und sie bitte, mir den Hauptpunkt der Stadt zu zeigen. Sie antworten artig und ich sehe, daß es hübsche Burschen seien. Namentlich gefiel mir die Physiognomie des Aeltesten, der ungefähr in meinen Jahren stand. Es entwickelte sich ein Gespräch. Ich sage, daß wir von Weimar kämen und lasse den Namen David's, „des

berühmten französischen Bildhauers", fallen. Der Aelteste wußte schon von ihm, so wie auch, warum er nach Weimar gekommen sei. Er mußte aber auch schon von Adam etwas gehört haben, denn er frug sehr rasch: „Sind Sie nicht der polnische Dichter?" „Ich nicht, aber mein Freund," — gab ich zur Antwort und fügte das mir passend Scheinende hinzu. Zuletzt trug sich uns Hr. Baltzar, denn so hieß der Aelteste, zum Führer durch die Stadt an. Und indem ich freundlich von seinen Gesellschaftern Abschied nahm, kehrte ich mit ihm in's Gasthaus zurück, wo ich ihn mit den Meinigen bekannt machte. Adam zuckte lachend die Achseln, indem er mir zu dem Gewinne eines neuen Freundes gratulirte, gewann ihn aber selber bald lieb, denn er war in der That ein lieber Mensch. Er macht seinen philologischen Curs und ich habe ihn sehr in Verdacht, daß er ein Dichter sei, obwohl er sich nicht dazu bekennen will. Er spricht das Französische mit Schwierigkeit, aber man merkt, daß er die Sprache gut kenne. Er erzählte uns vieles von der Universität, welche in diesem Jahre 619 Studierende zählt. Darauf führte er uns in der Stadt und in dem ganz eigenthümlichen (botanischen) Garten herum und zuletzt in eine Kirche, welche von außen schön und stattlich im gothischen Style, im Innern wie ein mit Sesselreihen versehener Concertsaal aussieht. Mit einem Worte, es wäre Alles gut, wären nur nicht die unglückseligen Verse gewesen, die ich beständig im Gedächtnisse zusammenklauben mußte, wie Nudeln auf einen Löffel, damit sie nicht wie Würmer auseinander

kröchen. Erst als wir zum Frühstücke zurückkamen, fand ich doch eine Gelegenheit, daß ich ihrer über fünfzig auf dem Schreibtische des Hausherrn niederschrieb; es brannte mir nur auf der Zunge, sie auch Adam mitzutheilen. Und damit ich doch einmal damit zu Ende komme, muß ich mich Dir gegenüber auch loben, daß auch sie ihm so sehr gefielen, daß ich mich beinahe schäme, Dir zu wiederholen, was er sagte, nämlich, der Schluß sei besser, als er ihn selber gedacht hatte. Natürlich will ich ihn Dir früher schicken, ehe Du das Ganze in der nächstjährigen Melitele liesest. Tukaj, seine Freunde prüfend, fand doch einen, der Vertrauen verdiente und so:

Tukaj ließ die Furcht nun fahren,
Das Geheimniß ganz enthüllend,
Gab er Vorschrift, mahnt zur Vorsicht
Beim Enthaupten, Fußabhauen,
Wiederholte, wie man wieder
Abgeschlag'ne Glieder anheft',
Welche Kräuter, welche Wurzeln
Man beim Neu- beim Vollmond sammle.
Wie viel Lote, Prisen brauche.
Als er dies geordnet, war er
Operationsbereit.

Nun ward er doch etwas traurig;
Schön ging ja die Sonne unter
Und der Mond dort auf im Osten.

Tukaj ging noch in den Garten,
Rings umblüh'ten ihn die Blumen,
Duft'ger Lufthauch kühlt die Stirne
Und die Nachtigall schlug lieblich.

Tukaj blieb am Bache stehen,
Sann und schaute, — lange, lange,
Bis im Aug' die Thräne blinkte.
Als er Hand und Aug' erhoben:
„Lebewohl du Himmel, Sonne!"
Schlug der Freund das Haupt ihm ab!

Also requiescat in pace, — bis er etwa in einem vierten Theile aufersteht, oder es soll ihn der Teufel holen. Inzwischen, wenn's beliebt, Marsch mit uns auf's Schlachtfeld! — obgleich es schwer ist, darüber etwas Interessantes zu sagen.

Ich las einst in den Offenbarungen einer Hellseherin, daß die Orte, an welchen Menschenblut vergossen wurde, einen mysteriösen Einfluß auf den Vorübergehenden ausüben, wenn er auch nichts von jenem gewußt hätte. Was soll man dann über ein Schlachtfeld sagen, auf welchem das Blut von Tausenden vergossen wurde, vorzüglich wenn man darüber nachdenkt, wozu das geschah und welches Ende, welche Folgen es gehabt? So verstummten denn auch auf dem Schlachtfelde selbst alle früheren Dispute darüber, ja selbst alle Gespräche. David hatte den Schlachtplan bei sich, er sah ihn aber nicht an. Es ging hauptsächlich um den Ort, an welchem Napoleon seinen Stand gehabt. Und was mich betrifft, so hatte diese Gestalt im grauen Ueberrock, auf dem Schimmel unbeweglich, mit dem Fernglase vor dem Auge, unbeirrt und unerschütterlich wie die Vorsehung, welche durch sie die Schicksale der Völker lenkte, diese eine Gestalt in meinem Sinne so sehr das Uebergewicht, daß ich über ihr das Blutver-

gießen und das übermäßige Vertrauen auf die eigene Kraft und den Stern vergaß, der ihn nicht die Wege der Weisen aus dem Morgenlande wies und ihn erst in St. Helena das Kreuz des Herren finden und verehren lehrte; ich vergaß alles, was ich sonst früher gedacht hatte, und begriff (möglicherweise zum erstenmale), wie diejenigen, die ihn einst hier lebend sahen, seinetwegen sich selber vergessen und freudig in den Tod für ihn gehen mochten.

Die Aufopferung ist nicht schwer, wenn man liebt und jemand vor sich hat, für den es sich aufzuopfern wert ist. Ich bin durchaus kein Freund des Mars; aber wenn Adam der Heerführer wäre, so weiß ich nicht, ob ich nicht lieber Türenne nachahmen würde, der zwar zitterte, aber doch in's Feuer ging, als Horaz, der seinem eigenen Bekenntniß nach vom Schlachtfelde davon lief. Doch besser, weder das eine noch das andere und lieber nach Kochanowski's Art sich am Kriege betheiligen, der, wie Du weißt, die Frauen der Kriegführenden zu Hause zu schützen und zu erheitern hatte.

Adam lachte vom ganzen Herzen, als ich ihm das sagte und das Schlachtfeld verlassend, nahm ich pathetisch mit den Worten des Hr. Wojski von ihm Abschied:

Lebet wohl, ihr blut'gen Schlachten,
Nicht entsprecht ihr meinen Saiten.

Während wir auf dem Schlachtfelde weilten, war Adam schweigsam und nachdenklich und kam erst auf der Rückkehr nach der Stadt mit David in's Gespräch.

Beide theilten sich in das Rühmen der alten Garde, deren Thaten sie zur Erinnerung brachten. Hr. Victor dagegen war im heißen Dispute mit Baltzar, und da er den Vortheil der Sprache für sich hatte, so jagte er ihn, wie man zu sagen pflegt, in's Bockshorn; obwohl Baltzar als Mensch und Deutscher durchaus recht hatte. — Wie kann doch schon das bloße Andenken an große Thaten das Herz und den Sinn lebhaft ergreifen! Und ist das nicht die irdische Unsterblichkeit?

Nach dem Essen im Gasthause, bei welchem auch Hr. Baltzar unser Gast war, gingen wir insgesammt Luden besuchen. Er empfing uns auf das Zuvorkommendste, umsomehr, als Hr. Baltzar uns ihm angekündigt hatte, und er, wie er sagte, durch den Kanzler Müller von der Anwesenheit David's und Adam's in Weimar wußte. Er mag ungefähr fünfzig Jahre alt sein, mittleren Wuchses, etwas beleibt, schwarze Augen und eine ehrliche offene Physiognomie, wie wenn er aus einem holländischen Bilde herausgekommen wäre. Adam kannte seine „Geschichte des Mittelalters," was ihn sichtlich erfreute. Er fragte über Goethe und sprach viel über die glänzenden alten Zeiten Weimar's, wo Goethe jung, elegant, als Höfling und unzertrennlicher Begleiter des jungen Großherzogs (Karl August) den Hof und die Stadt geistreich und lustig belebte; bei Bällen und Soiréen bis zum Umfallen tanzte, bei hellem Tage auf dem Marktplatze mit dem Fürsten um die Wette mit Peitschen knallte, um Mitternacht bei Fackelbeleuchtung mit den

Damen Schlittschuh lief, im Walde schlief, im December badete, Bären jagte und den Fräulein die Köpfe verdrehte, und dabei weder seine wissenschaftlichen Arbeiten, noch seine wichtigen Amtsgeschäfte im mindesten vernachlässigte, und überdies Verse wie aus dem Aermel schüttelte. Und weißt Du wie er sich trug? Punkt für Punkt so, wie er seinen Werther schildert. Blauer Frack mit langen Schößen, gelblederne Beinkleider und Stulpenstiefel, dazu eine gepuderte Perücke mit Haarbeutel.

Alles das Luden, der es von Wieland her wußte, erzählen hörend, und den jetzigen Goethe vor Augen habend, dachte ich an die Stelle im „Lied des letzten Minstrels“, wo der hundertjährige Mönch auf den jungen Ritter blickt:

Er dachte d'ran, wie er im Rüstungsglanze
Das Kreuz auf seiner Brust, voll Lebenslust,
Der bodenlosen Wogen auf dem Meer' gespottet,
Zu Pferde dann dem Falken nachgejagt.
Er dachte d'ran, — und auf den Stab gestützet,
Gebeugt und zitternd und demüt'gen Sinn's,
Führt er den Gast, dort wo den Klostergarten
Der hochgewölbte Kreuzgang rings umsäumt.

Und Goethe ist in der That weder gebeugt, noch zitternd, noch demütig. Aber mein Gott, was soll denn das mit der Welt werden, wenn man schon jetzt, man mag sich hinwenden, wohin man will, aus dem Munde der Aelteren immer nur vernimmt: daß es früher überall viel lustiger und besser gewesen sei! Und wie will man das mit dem Fortschritte vereinbaren, dessen sich doch jedes Jahrhundert berühmt? Wird

es denn auch uns im Alter so ergehen? Ich theilte meine Gedanken stille Baltzar mit, und fügte das Citat aus dem Burschenliede hinzu, das möglicherweise in Jena entstand:

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus!

Er verstand, was ich sagen wollte und endete lächelnd die Strophe. Da aber jeder nach seiner Weise gaudet, so wurde mir auch diese Bekanntschaft mit Luden, als einem berühmten und achtungswürdigen Manne, zu einem jeder Gaudien, in denen ich den Genuß des Lebens und der Jugend finde.

Diese Ansicht über Verehrung und Eindruck alter Verdienste und Berühmtheit, obwohl sehr natürlich und einfach, wurde doch zum Keime eines sehr hitzigen Disputes, in welchen ich mit Hrn. Victor auf dem Rückwege nach Weimar geriet. Ohnehin ist die Eigenthümlichkeit Victor's eine solche, daß sie bei mir eine trotzige Stimmung provocirt und zwar nur durch die mit Ausrufungen überfüllte declamatorische Uebertreibung. So fechten wir denn sehr häufig zum großen Spaße David's und meist auch Adam's, der das mit Hahnenkämpfen vergleicht. Diesmal aber widerdersprach ich nicht blos aus Trotz, sondern aus Gefühl und Ueberzeugung seinen Theorien, die er über Recht und Bestimmung der Jugend sowohl im Leben wie in der Kunst geltend machen wollte. Gewiß ist er nicht der Schöpfer dieser Anschauungen, wenn sich aber aus ihnen eine Schule biltete, deren Koriphäe sein Freund und Ideal — Victor Hugo sein soll,

und wenn sie zum Siege gelangen sollte, so wird weder die Literatur, noch die Gesellschaft Frankreichs daran eine große Freude erleben. Es ist das ein Haufe von Farhsen, der Alles aus dem Wege schieben will und selber ins bahnlose treibt. Mir scheint es, daß man, wenn man ein altes Haus niederreißt, sogleich ein neues bauen müsse, wenn man nicht auf dem Hofe erfrieren will, und zuvor neue Ziegel herbeiführen solle, wenn sich der Schutt als unbrauchbar erweist. Das wollen sie nun künftighin ihren weder an Kraft noch an Entschlossenheit ihnen gleichkommenden Arbeitern überlassen; wenn aber diese, anstatt zu arbeiten, lieber ihrem Beispiele folgen, d. h. toben und umstürzen wollen, wie sie selber, und anstatt an ihre höhere Stellung zu glauben, sich selber für weiser und stärker halten; was wird man dann zuletzt auf ihren Bahnen finden? — Adam, welcher sich mit David gestern zu mir schlug, verglich jede neue Menschengeneration einer neuen Heeresabtheilung, die in die Schlachtlinie einrückt. Diese muß, um nicht Verwirrung statt Hilfe zu bringen, den Befehlen des Führers gehorchen, welcher die Schlacht vom Beginne an leitet, und sich seinen Planen fügen. Der ewige Führungsplan der Menschheit liegt aber in der Gerechtigkeit und Wahrheit, welche die Menschheit instinctmäßig spürt. Ihr Ueberschreiten oder Widerstreben ist zugleich ein Marodiren, bei welchem jeder auf seine eigene Faust Räuber ist. Hr. Victor widerspricht nicht diesen Grundsätzen, legt sich sie aber auf seine eigene Art zurecht. — Das Wagengerassel auf dem Pflaster Weimar's schloß zwar nicht,

übertäubte aber unseren Disput, wobei jeder auf dem Seinigen beharrte.

Nachdem wir uns „beim Elephanten" umgekleidet hatten, gingen wir insgesammt zu einer Soirée bei H. H. Peucers. Für mich war es da lustig und traurig. Lustig, solange ich nicht an die Abreise dachte. Es ist aber ein ganz eigenthümliches Gefühl, eine Anzahl bekannter, liebender, gewogener Personen um sich zu sehen und dabei zu denken, daß man sich von ihnen in einer Stunde trennen, und sie wohl schwerlich im Leben wiedersehen werde. So nahmen wir denn von allen einen Abschied wie auf's Sterben. Für heute bleibt uns nur noch ein Abschiedsmal bei Vogel's und ein Abschiedsabend bei Goethe's. Jetzt muß ich noch an Ignaz schreiben, von dem ich gestern einen Brief erhielt. Adam wundert sich und scherzt über meine Briefmanie, ich aber antworte ihm, ich gliche jenem indischen Nabob, der das gewonnene Gold, aus Furcht es zu verschleudern, in Bankbillets umtauscht und diese dann in die Heimat als Deposit in Freundeshände sendet, um einmal zugleich mit ihnen daran seine Freude zu haben.

Darum bewegt sich jetzt die ganze Frage:
Ob das auch wirklich Gold sei, was ich sende?
Und ob, wenn auch das Erz ganz edel wäre,
Es nicht auf dem Papier zu Nichts verschwände?
Doch Du hast Urtheils- und Verfügungsrechte,
Im Pult kannst's wahren, im Kamin verbrennen,
Nur wirst Du an dem Schreiben schon die Hoffnung,
Daß Dich's erwärme und erleucht' erkennen.

9. Odyniec an Ignaz Chodźko.

Weimar, 31. August 1829 Früh.

Deinen Brief, den ich schon bei meiner Ankunft in Weimar antreffen sollte, erhalte ich jetzt knapp vor der Abfahrt von Weimar. Nun, tarde venientibus ossa! Die ersten Blüten meiner hiesigen Erlebnisse pflückte ich schon für Julian, und möchte Dir nicht die bloßen Stengel anbieten. Da ich aber in allen Schreiben an ihn nur Figuren zeichnete, bedarf es noch eines Landschaftsbildes zum Hintergrunde. Ich will ein solches, wenn auch nur für Dich, zu skizziren versuchen. Klebt es dann zusammen und es wird ein Ganzes werden.

Weimar ist in umgekehrtem Sinne für Deutsch-and das, was für uns Smorgonie, (freue Dich darum, daß Du dessen Nachbar bist). Denn, wie man in der ganzen Welt die Bedeutung des attischen Salzes kennt, so weiß bei uns jeder, was er unter Schule, Wissenschaft, Politik von Smorgonie zu verstehen habe; und so weiß auch in Deutschland jeder, was das Ephitheton Weimarisch heißt, wenn es mit den Hauptwörtern, Poesie, Theater, Gesellschaft, Schule verbunden wird. Denn Weimar war so die Hauptstadt und Schule für die großen Dichter und Dichtungen in Deutschland, wie bei uns Smorgonie die Hauptstadt und Akademie für die Bären. Ich spreche in praeterito (in der vergangenen Zeit); denn wie die letzte Berühmtheit Smorgonies jener graue, gewaltige Samson war, der arme Teufel, welcher schon zum Tode bestimmt, vor uns

seinen letzten Menuet tanzte, so ist jetzt die letzte Berühmtheit Weimar's Goethe, der vor drei Tagen seine achtzigste Geburtstagsfeier beging. Doch habe ich darüber soviel an Julian geschrieben, daß ich nichts weiter zu sagen habe, wenn ich mich nicht selber wiederholen will. Nur nimm jenen Vergleich mit dem Samson für keine Beleidigung. Er selber hat sich ja in einem seiner Gedichte „Lilis Park“ mit einem Bären verglichen, und was seinen Genius und seine Wirksamkeit, ja selbst seine Gestalt betrifft, so läßt sich auf niemanden der Name eines Samson besser anwenden.

Doch ohne Witz und Scherz! Weimar verdient in der That den Namen eines deutschen Athen, wie es insgemein bezeichnet wird; und das ist nicht wegen der Stattlichkeit oder Lebhaftigkeit der Stadt, (denn es ist ein bescheidenes und stilles Städtchen), sondern wegen der geistigen, oder besser gesagt, der ästhetisch-poetischen Bildung seiner Bewohner und namentlich des schönen Geschlechtes. Und das ist ganz natürlich. Schon seit einem halben Jahrhundert ist es ausschließlich als das Centrum der Poesie und die Heimat ihrer Hauptmeister berühmt, und nur auf diesen Titel hin zog und zieht es noch eine Menge Pilger und Gäste aus der Nähe und Ferne an. Das schöne Geschlecht hat aber überall das Recht und die Pflicht, die Honneurs des Hauses zu machen. Wie sonderbar wäre es nun, wenn die freundlichen Hausfrauen Weimar's das selber nicht kennten und nicht zu schätzen wüßten, dem man aus der Ferne huldigen kömmt. Darum bildet die

Bekanntschaft mit den Hauptwerken ihrer Meister die Hauptpartie in der Erziehung der Weimarer Fräulein, und der Einfluß derselben, seit der frühesten Jugend, auf ihre angeborne Sentimentalität und Sensibilität treibt diese und entwickelt sie zur Blüte des poetischen Fühlens. In diesem Augenblicke ist die schönste Blüte dieser Gattung und gleichsam ein sichtbares Symbol ihrer geistigen Schönheit, die Dir schon gewiß aus meinen Briefen an Julian bekannte Rosa Vogel. Sie ist zu spät geboren worden; denn, wenn sie so wie heute, in der Jugendzeit der hiesigen Minnesänger geblüht, dann hätte sie gewiß der eine oder der andere (wenn nicht gar alle) auf das Pidestal einer Laura oder Beatrice erhoben, und sie mit jener Ruhmesaureole geschmückt, welche nur die Poesie der Schönheit zu verleihen vermag. Sie selber fühlt das instinctmäßig, und obwohl noch jetzt der alte Riese Goethe sie mit besonderer Vorliebe auszeichnet: — einem Blumenleben genügt der Mondschein nicht und erweckt wahrscheinlich nur die Sehnsucht nach Eindrücken, nach welchen die Phantasie ihre Richtung genommen hat. Und da eine ähnliche Bildungsrichtung hier ziemlich allgemein zu sein scheint, so dürfte sie vielleicht eine der Ursachen gewesen sein, daß sich die Dichter einst hier zusammenfanden, wie die Lerchen im Frühling. Genug, wie man in einer Orangerie überall vom Blumenduft, so ist man hier überall von der Poesie umweht. Und Du fühlst sie nicht blos in den Reden, sondern sogar in der Kleidung der Bewohner, in der Draperie der Vorhänge, in dem sie durch-

ziehenden Epheugrün, in der Menge der Blumen in allen Ecken und Fenstern und den Vogelkäfigen zwischen den Blumen. Nirgends ein Hervorstechen, doch überall ein Reiz der Eleganz. Dasselbe gilt von der Kleidung, — und zwar nicht blos bei den Damen höheren Ranges, sondern durchgehends bei den hiesigen Frauen, welche ich auf der Vogelwiese sah, ja selbst bei den Bäuerinnen aus der Umgebung, welche zweimal wochentlich, Mittwochs und Samstags zum Markte nach der Stadt kommen und in Reihen geordnet, gerade vor unseren Fenstern den viereckigen Platz füllen, jede bei ihrem Korbe, in verschiedenfarbigen, meist roten, kurzen und breiten Mänteln und einer Art von Turban auf dem Kopfe, welcher oben von Borten glänzt und von dem nach rückwärts Bänder herabflattern, — was alles zusammen sehr malerisch aussieht. Erinnere Dich dabei, daß auch Weimar zu Sachsen gehört, wo sprüchwörtlich „schöne Mädchen wachsen".

Doch kehren wir zum ästhetischen Apparate als der Hauptcharakteristik Weimar's zurück; und zu diesem gehört vorzüglich das Theater, welches vielleicht nirgends auf dem ganzen Erdkreise so gewissenhaft seiner hohen, künstlerisch-poetischen Aufgabe entspricht. Durch eine Reihe von Jahren waren Schiller und Goethe seine Leiter, letzterer mit einer unbeschränkten, dictatorischen, ihm vom Großherzoge verliehenen Gewalt, welche er auch mit dictatorischem Nachdruck und Strenge ausübte, — und zwar nicht blos gegen die Schauspieler, sondern auch gegen das Publicum. Man erzählt in dieser Hinsicht viele Anekdoten. So verschworen sich

z. B. einmal die Jenenser Studenten, ein ihnen unliebsames Stück, welches Goethe aufführen ließ, müsse durchfallen. Sie kamen daher in Haufen von Jena und füllten das Parterre an. Kaum hatte sich der Vorhang gehoben, so begleitete ein Murmeln des Mißfallens die ersten Worte des Schauspielers, als aber das Gemurmel bald in Zischen und Pfeifen überging, erhob sich Goethe, der vor dem Orchester zu sitzen pflegte, von wo aus er, wie ein Jupiter vom Gipfel des Ida, den Bewegungen der Schauspieler aufmerksam folgte und ihr Spiel mit seinen Blicken leitete, plötzlich von seinem Sitze und rief mit Stentorstimme: „Stille! oder ich lasse das Theater räumen!“ Eine vor dem Theater gewöhnlich aufgestellte Miliärabtheiwar zur Ausführung dieser Drohung bereit; die Studenten indessen, ohne ihre Wirkung abzuwarten, verließen schaarenweise das Theater, worauf das Stück ruhig, als wäre nichts vorgefallen, zu Ende gespielt wurde.

Das Ziel beider Freunde d. h. Goethe's und Schiller's war, das Theater aus einem momentanen Vergnügungsorte oder einer Einkommensquelle für die Casse zu einem Tempel der Poesie und Kunst umzuwandeln, und die Kunst nicht als eine Dienerin, sondern als die Meisterin des Geschmackes beim Publicum zur Geltung zu bringen. Darum stand das Weimarer Theater in einem völligen Gegensatze zu den andern deutschen Theatern, und obwohl es sich mit vielen, hinsichtlich der materiellen Mittel und Vortheile, nicht messen konnte, so war dagegen eine Vorstellung

auf dem Weimarer Theater das Ziel des Ehrgeizes und Ruhmes für die Autoren, und das Urtheil des Weimarer Publicums war entweder die Parole für den Erfolg oder die Verurtheilung zum Untergange des Stückes. Und obwohl Goethe seit vielen Jahren, bald nach dem Tode Schiller's die Direction des Theaters aufgegeben hat und seitdem niemals hineingeht, so hat sich doch die von ihm gegebene Richtung traditionell mehr oder minder erhalten und übt einen unzweifelhaften Einfluß, wie ich es schon sagte, auf den Geschmack und die ästhetische Geistesgestaltung des Weimarer Publicums.

Ein gewiß nicht geringeres Hilfsmittel dazu sind die hier häufigeren, obwohl in ganz Deutschland gebräuchlichen Vorlesungen von Dichtungen. Wegen ihres Vortrags berühmte Schauspieler oder Literaten ziehen wie Musikvirtuosen von Stadt zu Stadt, und geben für eine bestimmte Bezahlung, anstatt der Concerte, ihnen ähnliche poetische Abende, bei welchem sich das gebildetere Publicum überall gerne einfindet. Es ist dies die beste, wenn nicht jetzt die einzige Art, die Poesie wieder zu ihrer ursprünglichen Bedeutung und Wirksamkeit zurückzuführen, wie sie diese einst unter Harfenbegleitung der Barden, Troubadours und Minstrels bei den Gastmalen oder im Kriegslager auf die Hörenden ausübte; um nicht von den alten Festspielen der Griechen zu sprechen, an welchen die Dichter selber ihre Schöpfungen dem Volke vorlasen. Und wenn große musikalische Compositionen nur einer vollendeten Ausführung Verbreitung und Eindruck in der Welt

verdanken, warum sollten den großen Schöpfungen der Poesie, namentlich der epischen und lyrischen, welche ohnehin für sich keine anschauliche Scenerie darbieten, nicht gewandte Declamatoren dieselben Dienste leisten. Wenn Vorlesungen dieser Art auch bei uns in Gang kämen, würden sie ohne Zweifel wenigstens ebenso vortheilhaft wirken, als die zuweilen bis zum Ueberfluß sich mehrenden Concerte, welche doch eine Hauptpartie in den Programmen öffentlicher Vergnügungen bilden. Es wäre eine erörterungswerte Frage, warum unter allen Künsten nur die Musik ein Privilegium hat, warum die dafür Talentirten allein ohne Furcht vor Lächerlichkeit sich damit in der Gesellschaft produciren dürfen, und daß nur ihre Schöpfungen ein Gegenstand des öffentlichen Vergnügens sind? Oder soll der Gehörssinn beim Menschen einen Vorzug vor den anderen Sinnen haben; da doch die Ohren selber vielleicht das letzte unserer Sinnesorgane sind und ihre Länge, wie wir das bei den Thieren sehen, durchaus kein Zeichen weder von Großherzigkeit noch von Scharfsinn ist.

Einer der jetzt in Deutschland berühmten Vorleser von Dichtungen ist Holtei, Dichter und dramatischer Künstler, den wir eben hier kennen lernten und über den ich schon einiges an Julian geschrieben habe. Während des letzten oder vorletzten Winters hielt er hier in Weimar eine Reihe solcher Vorlesungen, und als ihre Folge blieb unter anderm die Angewöhnung zurück, in vertrauten Gesellschaftskreisen die neuen Erscheinungen der Poesie und Literatur vorzulesen. Auch

das ist eine der familiär-gesellschaftlichen Gewohnheiten des deutschen Lebens, welche, wenn sie bei uns heimisch gemacht werden könnte, hundertmal heilsamer und vortheilhafter wäre, als jene von Paris her eingeschleppten, über welche man überhaupt die Worte Krasicki's paraphrasiren könnte:

Aus dem Haus der Väter werfen sie die alten Bilder,
Malen dann an ihre Stätt' al fresco Venusopfer.

Ein nicht weniger nachahmungswürdiges Vorbild wäre das wirtschaftliche Leben der deutschen Häuser, welches ich hier näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und es würde sich vortrefflich mit der wahren Gastfreundschaftlichkeit vereinigen lassen. Wie oft mußte ich unsere städtischen Hausfrauen klagen hören, daß sie sich auf Kosten der wirklichen Bedürfnisse entweder in unnütze und überflüssige Auslagen stürzen, um es nur den Vermöglicheren gleich zu thun, oder alle und selbst die um anderer Beziehungen willen liebsten Verhältnisse auflösen müßten, bloß weil sie nicht im Stande wären, ihre Bewirtung angemessen zu erwiedern. Und wieder vice versa; — wie oft konnte man namentlich in Warschau wahre Ugolinoqualen kennen lernen, wenn man pseudoherrschaftliche Soiréen verließ, bei welchen ein dünner Thee, freilich in chinesischem Porcellan und auf silberner Tasse präsentirt, die ganze Bewirtung der Gäste bildete, die man oft ausdrücklich geladen hatte, aber ihnen zugleich damit zu verstehen gab, daß die ihnen erwiesene Ehre alles andere ersetzen müsse. Hier kennt man weder jenen Ueberfluß noch diese strafbare Vernachlässigung der Gäste, Kaffee oder

Thee mit Backwerk, Butterschnitte mit einem Gläschen Wein, und wie jetzt, der Jahreszeit gemäß, Obst, — das ist überall die ganze Bewirtung, mit Ausnahme versteht sich, der größeren Einladungssoiréen, bei denen schon andere süßere und ausgewähltere Leckerbissen vorgeführt werden. Was aber erwähnenswert ist, so war bei allen solchen Bällen, auf denen wir hier waren, der Oberkellner des Gasthauses „zum Elephanten", wo wir wohnen, Marschall und Ceremonienmeister, und da er mein besonderer Freund ist, so hatte ich an ihm überall einen sehr sorgsamen Beschützer, der mir öfter als wem anderen einen guten Bissen brachte oder das Glas füllte, dabei immer ein Gespräch anknüpfend und mir seine Beobachtungen mittheilend, denn er ist aufgeweckt und möchte gerne witzig sein. Ueberhaupt scheint mir das Verhältniß zwischen Herr und Diener, so wie das zwischen den verschiedenen Gesellschaftsgruppen hier ein freies und gegenseitig freundliches zu sein. Ich gewahrte das namentlich auf der Vogelwiese, die ich, wie in Dresden regelmäßig alle Tage zu besuchen pflegte, nur mit dem Unterschiede, daß ich dort inmitten der Menge als ein allen unbekannter Fremdling herumschlenderte, und hier gewöhnlich der Gast der Familie Vogel war, die mich mit den anderen bekannt machte. Der größere Theil der Bekanntschaften knüpfte sich auf diese Art an, weßwegen ich deren hier auch mehr als Adam habe. Und da ich es mir zur Regel machte, den Tag darauf jenen Damen, denen ich vorgestellt wurde, meine Aufwartung zu machen, um ihnen eine gute Vorstellung von der polni-

schen Artigkeit zu geben, so wurde ich auch, bei einer wiederholten Begegnung auf der Vogelwiese, von ihnen als Gast angesehen und mehr als einmal mit Kaffee oder Kuchen, d. h. womit sie sich selber tractirten, bedient. Der Ton ihrer Begrüßungen und Reden beim Zusammentreffen erinnert mich oft an unsere lieben Pfarrnachbarschaften, beim Sichfinden in der Pfarre an Kirchweihen oder Ablässen. Und das verlieh meinem gesellschaftlichen Leben und Verweilen einen poetischen Anhauch, versteht sich, einen solchen, wie er in der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit des Lebens zu finden ist.

Aber nicht bloß das Drama des Lebens hat hier eine poetische Richtung, auch sein Epilog, nämlich der Friedhof hält sie, vielleicht ausdrücklicher als alles andere ein. Zwar beten hier die Menschen seit Luther's Zeiten nicht um die Seelenruhe der Verstorbenen im ewigen Lichte, aber als ob sie an ein Herumirren derselben über der Erde glaubten, wollen sie auf ihren Gräbern elisеische Gefilde anlegen. Diese Verehrung und Schmückung der Grabhügel, selbst auf Dorfkirchhöfen, war mir beim Vorüberfahren immer das Zeugniß einer schönen und rührenden Seite des deutschen Fühlens. Aber Weimar hat auch durch die Poesie seines Friedhofes den Vorrang vor ganz Deutschland. Ich spreche nicht bloß von der unendlichen Menge und Pracht der Blumen, welche ihn umsomehr einem Lustgarten ähnlich machen, als es hier keine vorragenden Denkmäler gibt, sondern nur flache Steine oder niedrige, ganz in Blumenguirlanden eingehüllte

Kreuze, — sondern es bezieht sich das mehr auf den Sinn, der seine Anlage bestimmte und auf diesem Friedhofe deutlich sich darlegt. Freilich ist dieser Sinn, wie man sagt, selber dem Grabe eines Dichters, nämlich Wieland's entsprossen, welcher seine letzten Lebensjahre in einem schönen Landhause, in Osmanstedt, eine Meile von Weimar zubrachte und sich in dem Garten, den er selber angelegt und bearbeitet hatte, zwischen seine Gemalin zur einen und seine Freundin Sophie Brentanc zur anderen Seite begraben ließ. Notabene, jene Freundin, in der deutschen Literatur rühmlich bekannt, war die Enkelin seiner ersten Geliebten, Laroche, welcher er durch's ganze Leben ein gefühlvolles Andenken bewahrte. Ueber diesen drei Gräbern erhebt sich eine dreiseitige Marmorsäule mit der Inschrift:

Lieb' und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Dieses Grab nun soll dem Großherzog Karl August, dem Zögling Wieland's und dann dem Mäcen Deutschlands die erste Idee eingeflößt haben, in Weimar einen neuen Friedhof anzulegen, wo er inmitten der Ebene auf einer Anhöhe zuerst für sich und seine Angehörigen eine Familiengruft mit einem Kuppeldache erbauen und dorthin alle bisher in den Kirchengrüften begrabenen Vorfahren übertragen ließ. Nicht wahr, schon der bloße Gedanke, daß das Grab der Herrschenden inmitten der Gräber der Unterthanen liege, ist von großer, sowohl christlicher als poetischer

Bedeutung. Doch nicht genug daran. In der Gruft selber unter der Rotunde sind alle fürstlichen Särge den Mauern entlang aufgestellt, in der Mitte dagegen erhebt sich eine Art gemauerten Katafalks, der nur Raum für drei Särge hat. In der Mitte und am höchsten steht schon seit dem vorigen Jahre der Sarg des Gründers, Karl August's mit purpurnem Sammt überzogen. Eine Stufe niedriger zur linken der schwarze Sarg Schiller's. Die Stelle zur rechten erwartet den Sarg Goethe's. Ich kann Dir den Eindruck nicht beschreiben, welchen der Anblick und die Berührung des Sarges Schiller's auf mich gemacht hat. Adam kniete nach meinem Beispiele daran nieder und die junge ganz hübsche Frau des Grabwächters, welche uns mit ausdrücklicher Bewilligung des Hofmarschalls in dieses Souterrain geleitet hatte, fühlte sichtlich unsere lautere Rührung mit. Ich möchte nur wissen, ob Goethe je dorthin gekommen sei; aber das wußte uns niemand zu sagen, und den Sohn oder die Schwiegertochter darum zu fragen, wagte ich nicht. Aber dieser Monarch-Protector, zwischen den beiden größten Dichtern seiner Nation, die unter einander Freunde waren, und zum Theil ebenso seiner Obsorge, wie er ihrem Genius wechselseitig die Unsterblichkeit verdanken, — ist das nicht das bedeutsamste und zugleich poetischeste Grab auf Erden, — wenn man nicht etwa das Grab auf der Insel St. Helena ausnehmen will.

Von beiden in die ganze Welt
Hört man es laut verkünden:
So gehet man zum Ruhme ein, —
So wird der Ruhm verschwinden!

Das heißt, sic itur ad astra und sic transit gloria mundi.

10. Odyniec an Julian Korsak.

Weimar, 31. August 1829 um Mitternacht.

Ich las irgendwo, — vielleicht in einem Märchen, — genug, ich las es, daß die Seele den Leib nicht sogleich nach dem Tode verlasse, sondern dort etwas, ich weiß nicht mehr was erwarte; vielleicht so wie ein an den Käfig gewohnter Vogel sich nicht sogleich dem geöffneten Thürchen zu nähern wagt, oder gar etwa das Verlassen des Käfigs bedauert. Was daran Wahres ist, werden wir einst erfahren; jetzt ist es ein richtiger Vergleich mit unserer gegenwärtigen Lage in Weimar. Wir haben von Allen Abschied genommen, — für immer; und unsere Gasthausrechnung so berichtigt, wie es Gott geben wolle, daß wir vor unserem Tode unsere Gewissensbegleichung machen; aber wir sitzen hier noch bis Früh und warten auf einen schrillen Trompetenton, d. h. nicht auf den des Erzengels, sondern auf den Posthornton des Diligencepostillons, der uns vor acht Uhr in neue unbekannte Sphären berufen soll. Auch hinsichtlich der Gestalt unseres Inneren mag der Vergleich mit der sündigen ausflugbereiten Seele zutreffen. Sie wußte ja recht

gut, daß ihre letzte Bestimmung hier nicht sei und hat sich doch so sehr hier eingewohnt, daß die Trauer um so größer, das Weggehen um so schwerer wird, je weniger man vorher darüber nachdenken wollte. Aber nach all meinem Geschreibe über den hiesigen Aufenthalt fühle ich, daß ich Dir noch das Finale hinzuschreiben muß, wenigstens so, daß Du Dir's selber „in Gedanken aussingen" kannst.

Dieses Finale besteht aus zwei Theilen: aus einem Abschiedsmale bei H. H. Vogel's, und einem Abschiedsabende bei H. H. Goethe's, bei welchen die beiden Häuser (versteht sich ohne den Papa), bei einander gegenseitig zu Gaste waren, und mit ihnen alle die Persönlichkeiten, deren nähere Bekanntschaft wir bei ihnen gemacht hatten. Denn sowohl der Mittag als der Abend gehörte ausschließlich uns; und beim Mittagsmale paradirte sogar der Champagner zum Toast „auf eine glückliche Reise".

Ich weiß nicht, ob Du das kleine Studentenlustspiel des Hrn. Thomas unter dem Titel: „Heidenpirogi" gelesen hast; denn als wir es am Namensfeste seines Autors aufführten, warst Du noch nicht in Wilna. Da erzählt nun der jene Pirogi verkaufende Deutsche den um ihn versammelten Studenten seine erste Ausfahrt zur Schule. Der Verse erinnere ich mich nicht mehr, aber der Inhalt ist dieser: Der Vater weint, — es rührt ihn nicht; die Mutter weint, — es rührt ihn nicht; die Schwestern weinen, — es rührt ihn nicht; und schon besteigt er den Wagen. In dem Augenblicke aber blöckt das auf dem Hofe weidende

Kalb beinahe kläglich: „Bar=tho=lo=meh!“ (das ist sein Name) dadurch die Rinde der Entschlossenheit oder Dummheit des Buben zerreißend, und er muß in's Zimmer zurück, um sich bei der Mutter auszuweinen. Und mir wäre es heute beinahe wie dem kleinen Bartholomé ergangen, wenn ich nur jemand gehabt hätte, an den ich mich hätte schmiegen können. Der und jener spricht von der Abreise, — mich rührt's nicht; der und jener sieht traurig aus, — mich rührt's nicht; bis endlich, knapp vor dem Weggehen vom Mittagsessen, trete ich noch zu dem Papagei, um mich zu verabschieden. Du mußt aber wissen, daß ich ihn seit den ersten Tagen unserer Bekanntschaft einige polnische Phrasen lehren wollte und auch lehrte, die er in deutlicher deutscher Aussprache herplappert. Tempus et laborem perdidi, wie jener mit dem Staare; dafür lernte sie aber seine Gebieterin vortrefflich und spricht sie reizend aus; der Papagei dagegen, dem ich immer Obst und Zucker brachte, befreundete sich so mit mir, daß er mich bei jedem Kommen mit der erkennbarsten Zufriedenheit begrüßte. Diesmal aber, als fühlte er, daß es zum letztenmale sei, begann er, auf meinen Anruf: „Lebwohl Pipagea!“ sich so einzuschmeicheln, den Kopf zu neigen, und der Reihe nach seine gefühlvollsten Phrasen herzusagen, daß mich der Gedanke, ich höre sie zum letztenmale, so unerwartet überwältigte, daß ich, um den Eindruck zu überwinden, in's Nebenzimmer eilen mußte.

Abends bei Frau Ottilie kam Papa Goethe nach acht Uhr und verweilte beinahe zwei Stunden. Während der ganzen Zeit sprach er meist mit Adam;

doch bekam auch ich mein Theil und zwar immer in demselben sehr wohlwollenden, halb scherzhaften Tone wie gewöhnlich. Er verbürgte sich sogar für mich bei Frau Rosa mit den Worten: „Er wird nicht so leicht uns vergessen.“ Ich benützte die Gelegenheit, um mit Nachdruck, versteht sich es auf ihn anwendend, dasselbe auszusprechen, und durch seinen liebevollen Blick ermutigt, wagte ich ihm dieselbe Bitte vorzutragen, welche früher Adam durch die Vermittelung von Fr. Ottilie vorgebracht hatte, ihn nämlich um seine eigenhändige Namensunterschrift und um zwei gebrauchte Federn anzugehen. Er lächelte und neigte das Haupt und der daneben stehende Adam fügte hinzu, es werde dies das theuerste Andenken für unser Leben sein. Lächeln und zustimmendes Kopfnicken, darauf sprach er von Anderem. Als er mir dann zum letzten Abschiede die Hand reichte, ergriff ich sie mit lauterer Rührung und indem ich sie unterhalb des Ellbogens küßte, bat ich ihn um seinen Segen. Es mußte ihn nicht beleidigt haben, denn er faßte mich darauf an den Achseln, und küßte mich auf die Stirne und nahm auf dieselbe Art von Adam Abschied, der ihn auf die Achsel geküßt hatte. Fr. Ottilie sagte, es sei dies eine ganz besondere Gunstbezeugung und sie erinnere sich derselben bei keinem Fremden. Im Fortgehen nahm er die Kerze vom Tische und an der Thüre stehen bleibend, wandte er sich nochmals um, und neigte die Hand wie vom Munde zu uns. Die Thüre schloß sich und wir werden ihn gewiß nie wiedersehen. — Nach etwa zehn Minuten brachte uns der ältere Enkel zwei

goldgeränderte, wie für ein Stammbuch bestimmte Blättchen, auf deren jedem, sichtlich früher geschriebene Verse in deutschen Buchstaben standen mit der Unterschrift: Goethe, der noch das heutige Datum frisch zugefügt worden war, dann zwei ihrer Fahnen beraubte Federn, welche sorgfältig nach Art einer Nadel mit dem dünneren Ende durch die auseinandergerissene Mitte derselben gesteckt waren. Die vier Verse auf meinem Blättchen lauten:

„Diese Richtung ist gewiß,
Immer schreite, schreite!
Finsterniß und Hinderniß
Bleiben Dir bei Seite,"

was ich mir dann schnell in's Polnische zu übersetzen trachtete.

Als ich sie durchgelesen, bat ich Frau Rosa, sie wolle Goethe sagen, daß ich die Worte: „immer schreite, schreite!" von nun an zu meiner Devise erwähle und sie als den magischen Spruch des Meisters betrachte, den ich sorgfältiger im Gedächtnisse bewahren würde, als sein Zauberlehrling in der Ballade. Frau Rosa versprach mir, es zu thun, da sie der Rücksichtnahme des alten Schönheitsverehrers sicher, dadurch kühner und zuversichtlicher als andere ist, versteht sich mit Ausnahme von Frau Ottilie, welche den Papa, wie man sagt, blos durch ihre Anmut und Schmiegsamkeit, ganz allein zu lenken weiß. So bewähren sich denn immer und überall die Worte unseres poetischen Bischofs (Krasicki), die er wahrscheinlich aus eigener Erfahrung niederschrieb:

Trotz allem Vorzug unseres Geschlechtes
Als König, Ritter, Weiser oder Dichter
Beherrschen wir die Welt und uns die Weiber.

Was Wunder, wenn man von ihnen so schwer Abschied nimmt? So verabschiedeten auch wir uns mit Thränen, indem wir Hrn. August, der uns brüderlich küßte, feierlich versprachen, ihm aus Rom zu schreiben, wohin er künftiges Jahr zu reisen denkt.

Schon um eilf Uhr waren wir zu Hause; aber da gab es wieder eine Scene, die ich Dir auch mittheilen muß. Während des Heimgehens sprachen wir gar nichts und nachdem wir von David, der heute beständig um uns war und morgen uns zur Post begleiten will, Abschied genommen, zündete Adam schweigend die Pfeife an und ich ging auch schweigend an die Arbeit, d. h. an's Packen. Bis hieher ging das gut, hier waren aber einige Kleidungsstücke zugewachsen, und als es an's Zuschließen kam, zeigte sich's, daß leider keines Lebenden Kraft ausreiche, den Deckel so niederzudrücken, daß die Klammer in's Schloß einfalle. Es galt daher, früher die Riemen zuzuziehen; während ich aber den einen anzog, hob sich dadurch die andere Deckelseite so, daß ich ihn, um mit dieser zurechtzukommen, wieder nachlassen mußte. Das währte etwa eine Viertelstunde. Ich wußte wohl, wie dem abzuhelfen gewesen wäre; wenn man nämlich von beiden Seiten zugleich die Riemen anzog, aber um des Ehrenpunktes willen wollte ich nicht Adam zu Hilfe rufen, der liegend und ganz ruhig seine Pfeife rauchend, nicht selbst darauf verfiel. Der Zorn packte mich, ich bekenne es, und ich verbiß mich um so mehr in meinen

Grimm, — und hätte mich wer weiß wie lange gemartert, wenn sich nicht zuletzt doch das Gewissen in ihm geregt hätte. Er sprang rasch aus dem Bette, legte seine Pfeife bei Seite und rief in nicht besonders zuvorkommendem Tone: „Warte! ich will Dir helfen." In der That fing er an zu ziehen, da aber beider Kräfte im Stehen nicht ausreichten, so mußten wir uns auf die Erde niedersetzen und je einen Fuß gegen den Koffer stemmend, brachten wir's endlich mit Schwierigkeit fertig. Die ganze Operation belustigte mich so, daß, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte, seinen Spleen so aufzuregen, daß er plötzlich alles fahren ließ, ich ohne Zweifel in Gelächter ausgebrochen wäre, besonders, wenn ich daran dachte, wie er früher in Voraussicht ähnlicher Quälereien den ganzen Koffer in's Meer werfen wollte. Erst als schon an beiden Schnallen die letzten Löcher erreicht waren, und er mit deutlichem Zürnen sich von der Erde erhebend, seine Pfeife, die zum Glücke noch nicht ausgegangen war, wieder anzublasen begann: — ließ ich meiner Lustigkeit die Zügel schießen; und da ich inzwischen, den Deckel mit dem Knie niederdrückend, auch das Schloß glücklicherweise zugeschlossen, womit unsere Qual zu Ende war, besänftigte auch er sich zuletzt und erzählte mir eine der heutigen ähnliche Begebenheit, wie nämlich auf der Krimmreise er mit Heinrich Rzewuski, was sie beide nicht recht verstanden, die beim Packen abgerissene Schnalle am Mantelsacke annähten. Nun schläft er und ich bringe diesen meinen letzten Brief aus Weimar zu Ende.

Soll ich denn mit Kofferpacken
Weimar, Deine Schild'rung schließen?
O Du Stadt der Dichtungszauber!
Wo noch auf dem Erdenrunde
Strahlt aus einem einz'gen Bilde
Das Genie vereint der Schönheit?
Und wenn doch mit dem und jenem
Lockt nach Goethe der Montblanc als
Fürst der Berge und des Eises,
Rom als Städtepatriarchin,
Monumente, Ideale
Der Erhabenheit, des Ruhmes
Ihm gleich; wo doch gleichen Zauber
Findest Du für Herz und Auge?
Wenn Bewund'rung Dich ergreifet,
Ueberird'scher Alpenjungfrau:
Ist doch ew'ger Schnee ihr Antlitz
Und ein Fels ihr Herz im Busen.
Und was weckt lebend'ges Fühlen
Bei der Mediceergöttin,
Die durch Kunst lebt. — ohne Seele,
Schön gestaltet, — ohne Leib.
Schönheit, o Du Himmelstochter,
Sollst Du sein der Menschheit Wonne
Und Begeisterung der Dichter:
Mußt Du selbst zuvor die Seele
Dir am Himmelslicht erwärmen,
Wie das Herz an Mitgefühlsglut.
Dann wird man Altäre bauen
Auf dem ganzen Erdenrunde,
Dir sowohl als wie der Dichtung,
Gleich den Pilgrimen von Weimar.

27

Zwei Polen in Weimar.

(1829.)

Ein Beitrag zur Goetheliteratur

aus

polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet

von

F. Th. Bratranek.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1870.

In gleichem Verlage ist früher erschienen:

Bratranek, F. Th., Aesthetische Studien, geh. 1 fl. 50 kr. = 1 Rthl.

Bojesen-Hoffa, Handbuch der römischen Antiquitäten, nebst einer kurzen römischen Literaturgeschichte. 3. Aufl. bearb. von Dr. Wilh. Rein, geh. 1 fl. 10 kr. = Rthl. — 24 Ngr.

Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgeg. von Dr. Emil Kuh, br. 3 fl. Rthl. 2, geb. in Leinen m. Goldschn. 4 fl. = Rthl. 2, 20 Ngr.

Karajan, Th. v., Haydn in London 1791 und 1792, br. 1 fl. = 20 Ngr.

— Abraham a Santa Clara. Biographie. Mit Porträt, geheftet 4 fl. = Rthl. 2, 20 Ngr.

Kreißle von Hellborn, Dr. H., Franz Schubert. Mit Porträt, geh. 5 fl. = Rthl. 3, 20 Ngr.

Kuh, Emil, Friedr. Hebbel. Eine Charakteristik. 50 kr. = 10 Ngr

Mosenthal S. H., Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker der frühesten bis zur neuesten Zeit, ausgewählt und in neuhochdeutscher Sprache zusammengestellt, geh. 2 fl. = Rthl. 1, 10 Ngr.
gebd. 2 fl. 80 kr. = Rthl. 1, 25 Ngr.

Pfeiffer, Franz, über Walther von der Vogelweide. geh. 60 kr. = 12 Ngr.

Pohl, C. F., Mozart und Haydn in London. I. Abthlg. Mozart in London. Nebst Facsimile, geh. 1 fl. 80 kr. = Rthl. 1, 10 Ngr. II. Abthl. Haydn in London. geh. 3 fl. 60 kr. = Rthl. 2, 20 Ngr.

Tagebuch. Blätter aus der Zeit und dem Leben. 4. Aufl. Ausg. Nr. 1. geh. 1 fl. 80 kr. = Rthl. 1, 6 Ngr. Nr. 2 in Leinw. gebdn. m. Goldschn. 2 fl. 80 kr. = Rthl. 1, 26 Ngr.; Nr. 3 in Leder m. Goldschn. 4 fl. 50 kr. = Rthl. 3.

Tomaschek, K., Schiller's Wallenstein. Ein Vortrag, geh. 40 kr. = 8 Ngr.

— Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft. Von der k. Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift, geh. 5 fl. 60 kr. = Rthl. 3, 24 Ngr.

Wagner, J. M., Hoffmann von Fallersleben 1818—1868, fünfzig Jahre dichterischen und gelehrten Wirkens. geh. 50 kr. = 10 Ngr.

Weinhold, Dr. K., die deutschen Frauen im Mittelalter. geh. 4 fl. = 2 Rthl., 20 Ngr.



